Saint-Sylvan.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1839.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

D r a m a.

Der Hof zu Bamberg.

Das Jahr 1740 war dazu bestimmt wichtige Veränderungen herbeizuführen. Carl VI. Tod stürzte die Politik Europas in unendliche Verwirrungen. Der Lieblingsgedanke dieses Fürsten, die pragmatische Sanction, wurde als er realisirt werden sollte die Quelle der Zwietracht der europäischen Fürsten. Vier Frauen gingen aus diesen trüben Wirren der Zeit mit Glanz hervor. Zwei derselben bestiegen Kaiserthrone, eine drückte als allwaltende Herrscherin dem Marschall Soubise den Heerführerstab in die Hand, und die vierte, im Unglück groß, die Kurfürstin von Sachsen, erschwerte bis zu ihrem letzten Athemzuge dem Helden des Jahrhunderts jedes Vordringen auf der Siegesbahn.

Ich sehe im Spiegel der Erinnerung mit Staunen die Thaten jener Tage. Ich sehe den Stolz der Fürsten, den Enthusiasmus der Völker und den Sturm der Empfindungen der Menge; aber neben dieser Größe die Kleinheit der Kabinette, die niedre Heuchelei der Diplomaten, dieser Scheidekünstler der Staaten. Erbrochene Depeschen, nachgemachte Schlüssel, gestohlene Chiffern, bestochene Minister, käufliche Günstlinge, schurkische Beamte und das gefährlichste der Mittel, die Koketterie der Frauen, alles durcheinander sehe ich angewendet, um die Palme des Tages dem Sieger zu entreißen. Mitten durch so viel Verrath tönen die Verse der Poeten, die von Amor und den Grazien plaudern. Welch eine gräßliche Wirklichkeit und welch eine läppische Dichtung! Und dennoch liegt Größe, staunenswerthe Größe in dem allem. Die Schlachten Friedrich's wären ohne seine Verse nicht zu erklären. Seine Epigramme fingen den Krieg an, den seine Ka-

nonen endeten. Watteau's und Boucher's Amoretten und Demaret's Viola di Gamba stehen in der engsten Verbindung mit dem Marschallstab Soubisens und der Schlacht bei Roßbach. Eine Philosophie, die in ihren unberechenbaren Erfolgen noch nicht angefangen hatte die Throne und den Altar zu erschüttern, kitzelte durch ungewöhnliche Reize den Muth der Fürsten, die Thatkraft der Völker auf. Noch einmal vor dem Herannahen der Erschlaffung spielten alle Kräfte wild und jugendlich durcheinander. Deutschland verzehrte in zwanzig Jahren eine Masse Lebenskraft, mit der es für ein ganzes Jahrhundert der Ruhe ausgelangt hätte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das ganze glänzende Gedränge dieser ewig denkwürdigen Zeit deinem Auge, mein Leser, vorbeizuführen. Ich sehe schon im Geist Geschichtschreiber sich mit dem ganzen Schmuck ihrer erhabenen Würde rüsten, um die ewigen Wahrheiten aufzubewahren, die sie

aus den Erfolgen der Thaten einer Zeit für die Nachwelt ausgezogen haben. Ich sehe Philosophen mit geläuterter Kraft die kühnen Lehren benutzen, die unsere Seher aussprachen, indem sie eine neue gefährlich schwankende Brücke zwischen Verbrechen, Irrthum und Wahrheit mit keckem Fuße betreten, und endlich sehe ich den Staatskünstler, erschreckt und belehrt durch die warnenden Beispiele dieser wilden Zeit, das von den Schlacken gemeinen Eigennutzes und schmutziger Intrigue gereinigte Gold der Klugheit den Regierungen und Völkern vorlegen. Ich sehe dieses alles im Geiste, und darum bescheide ich mich nur Weniges von jenen welthistorischen Thaten zu berichten, die in die Jahre fallen, welche ich jetzt grade zu beschreiben habe.

Friedrich August hatte seine ruhmvolle Laufbahn geendet, Friedrich August der Zweite bestieg den Thron seines Vaters, und drückte, gesicherter

wie er, die unglückselige Königskrone Polens auf sein Haupt. Ich schweige von den Vorfällen und Veränderungen im Vaterlande seit diesem Regierungswechsel; sie waren nirgends erfreulich und ermuthigend. Mein Vater erlebte die Periode des unglücklichen bejammernswerthen Haushaltes Sachsens nicht mehr. Was hätte er, der sich so bitter über ein mit Diamanten besetztes Jagdkleid seines Königs aufhielt, zu den siebenhundert gold- und silbergestickten Röcken des Grafen Brühl gesagt, die man nach dessen Tode in seiner Garderobe fand, was zu den 40 Millionen Schulden, die auf den Erblanden lasteten, als diese schmachvolle Regierung endlich sich ihrem Ende näherte? Ich sah es für den schönsten Preis an, den ich erringen konnte, in dieser Zeit fern von den Marken meines Vaterlandes zu sein. Fünf Jahre Reisen und wieder fünf Jahre, die ich der Administration meiner Güter widmete, füllten den Zeitraum aus, den ich hier überspringe. Du findest mich, mein

Leser, am Hofe von Bamberg als bevollmächtigter Staatsmann.

Erkennst du mich wieder? Es tritt der Mann vor dich — bleich, düster, in ernster Haltung. Ich gleiche dem Portrait nicht mehr, das Polyxena's Hand einst von mir entwarf. Der Muthwille, der rasche Ungestüm einer jugendlichen Seele ist entwichen; eine trübe Erinnerung hüllt in ihre melancholische Schatten den Geist. Ich war — was ich jetzt bin, ist nicht mein Selbst; es ist die Todtenmaske jener erstorbenen Jugendzüge meines Glückes. Oft lächelt über diese bleiernen kalten Züge eine bleiche Röthe, das ist dein süßes Angedenken, Maria, das ist der Wiederschein meiner gesunkenen Sonne. Aber glaube nicht, Leser, daß ich diesem schwärmerischen Gedächtniß nun jede folgende Seite dieses Buches widme. Nein, du sollst mich geputzt, lächelnd im Gedränge eines seltsamen Maskenzuges sehen. Ich öffne dir den lauten Saal meiner Zeit,

wo im wilden Tanz trunkene Philosophen und lachende Bayaderen durcheinander wirbeln. Ich selbst verberge mich an der Thüre, wenn du nicht geflissentlich mein bleiches Antlitz sehen willst, so bemerkst du es nicht.

Sieh da den Neujahrsmorgen dieses merkwürdigen Jahres, das mit Kronen spielt und mit Eiden scherzt, das die Völker zur Schlachtbank führt und die Treulosigkeit der Fürsten entlarvt, wie bringe ich ihn zu? Vor meinem Spiegel sitzend und meinem getreuen Georg nachgebend, der mich versichert ich müßte auf die linke Wange durchaus ein Schönpflästerchen legen. Ich laß ihn gewähren, mechanisch laß ich mich in den goldgestickten Rock hüllen, ein breites Ordensband wird mir umgelegt, Georg betrachtet mich wohlgefällig, er hat immer noch am Bau der Locken zu ändern; er ist in diesem Augenblicke mit dem Pudermesser an der Stirn, im nächsten mit der Silberbürste an den Schuhschnallen. Guter Georg,

dein Herr will Niemandem gefallen, er ist nicht mehr der junge Gardecapitain, der sich zu einem Ball putzt, er ist der Gesandte an einem geistlichen Hofe, und wenn er zu gefallen strebt, so thut er es weil es ihm in seinem Creditif vorgeschrieben ist. „Wahrhaftig, Herr Graf!“ rief der treue Diener unwillig, indem er seine vielen Toiletten-geräthschaften bei Seite legte, „Sie thun doch ganz so als wären Sie fünfzig Jahr, und sind doch erst fünf und dreißig. —“ „Fünf und dreißig?“ wiederholte ich leise bei mir. „Du hast die Jahre nicht mitgezählt, deren jedes das Gewicht eines Menschenalters auf diese Brust gelegt.“

Pommersfelden ist ein Lustschloß in der Nähe von Bamberg. An diesem Tage, es war der erste Januar des Jahres 1741, empfing hier die Gräfin Appiani, eine Nichte des Fürsten, die Cour. Sie war Wittwe, häßlich, verwachsen, intriguant und von großem Einfluß auf den Fürsten,

der sie seinen kleinen Abgott nannte. Wahrlich nie ward ein häßlicheres Ideal verehrt. Wie alle Verwachsene liebte sie den Putz. Jeden krüppelhaften Ausbug ihres Körpers bezeichnete ein Diamant von unschätzbarem Werthe. Sie glich einem Epigramm voll Pointen. Da sie klein war, trug sie die größte Coeffüre im heiligen römischen Reiche, und die Absätze an ihren Schuhen glichen kleinen Stelzen. Der Reichstag von Regensburg hatte, wie man versicherte, mehr als einmal die Spitze dieser Absätze gefühlt.

Das Gedränge der Kutschen, um in den Hofraum zu gelangen, war ohne Ende. Aus den fernsten Städten waren die Gesandten der Fürsten herbeigeeilt, um mit dem größten Glanz ihre Herren zu vertreten. Man sah alte berühmte Diplomaten sich und ihre Perücken mit Mühe aus den gläsernen Käfichten herauswickeln, um auf dem Altare der Göttin der Politik ihr Opfer hinzulegen. Die große Prachttreppe mit dem herr-

lichen Plafond von Marchini ist in einem Augenblick mit einem wandernden Tulpenbeet von prunkenden Uniformen bedeckt. Degengeklapper, Puderwolken, schnarrende Komplimente, ein leichtes Gelächter, dumpfes Stöhnen der Podagristen, und unvorsichtiges Stolpern über die Teppiche. Ueber den ganzen heraufwandernden Schwarm breitet die Göttin des Ruhms ihre marmornen Arme aus. Endlich ist man oben, die Thüren werden geöffnet und an der Hand seiner Nichte tritt der Fürst-Bischof, Graf von Schönborn, ehemaliger Reichsvicekanzler, in den Kreis.

Ich achte diesen Fürsten persönlich, ein vertrauter Umgang hat mich zu seinem Freunde gemacht; aber sein erstes Auftreten war nicht gewinnend. Er war groß, hager, mit einem starren, ausdruckleeren Gesichte. Eine nicht zu überwindende Befangenheit bewirkte, daß er stockte wenn er sprach, und daß sein Blick nur wie im Fluge denjenigen streifte, mit dem er grade sich

im Gespräch befand. Der Ehrgeiz und die natürliche Lebhaftigkeit seines Charakters hatten ihm anfangs eine andere Laufbahn wünschenswerth gezeigt; der Lorbeer des Krieges dünkte ihm allein des Strebens eines Mannes werth. Die wunderbaren Thaten Marlborough's und Eugens, die damals Europa erfüllten, lockten fast unwiderstehlich den ehrsüchtigen Jüngling in die Reihen der Soldaten; aber die Umstände entschieden gegen seine Neigung, und so hüllte auch hier der schwarze Priesterrock ein ungestümes, widerstrebendes Herz ein. Seine hohe Stellung, die Achtung der Fürsten, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, das blühende Bamberg vermochten ihn nicht zu trösten über ein unfreiwillig erfülltes Gelübde. Zu stolz, selbst seinem Gotte gezwungen zu dienen, sah er sich in eine elende Knechtschaft verbannt, die besten Kräfte seiner Seele gelähmt. In den Momenten des Mißmuths löste dann seine Nichte geschickt die drückende Fessel von seinem Busen. Aehnlich der

einschmeichelnden Schlauheit David's bei dem Trübsinn Saul's, herrschte ihre gewandte Klugheit über den ehrlichen männlichen Schmerz. Sie rief unermüdlich die Künste und die Pracht zu Hülfe um den Mißmuth zu besiegen. Kostbare Feste beschäftigten die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Grafen, und wenn es ihr dann gelang, wenn sie ihn eingeschläfert, und ihn seinen müßigen Träumereien hingegeben sah, ergriff sie den Scepter und beherrschte mit weiblicher Laune einen edeln Fürsten und ein treffliches Land. Das Resultat war, daß man anfing sie zu hassen, und daß man aufhörte ihn zu lieben.

Wir wollen im Kreise, der uns umsteht, etwas umherschauen. Es finden sich große Namen unter diesen schönen geputzten Herrn. Wer ist der Mann dort am Pfeiler, in einer etwas nachlässigen Haltung, schön wie Apoll, mit einem Zug von Stolz und Verdruß auf den blühenden Lippen? Abgewendet von der Menge, wirft er von

Zeit zu Zeit einen trüben gelangweilten Blick auf den Garten herab. Die dunkeln Augen unseres Ritters sind halb geschlossen, und die Hand spielt mit einem diamantnen Kreuze; wer ist's? — der Graf Lynar, später der Liebling Annens, das Entzücken und die Verzweiflung zweier kaiserlichen Frauen, die sich um den Besitz seines Herzens streiten. Immer unzufrieden, immer gelangweilt selbst auf den Polstern des Throns und in den Armen der Geliebten, ist dieses junge Gesicht die Aufgabe des Studiums der geschicktesten und ältesten Diplomaten. Wer kann den Trübsinn enträthseln, der zwischen den majestätischen Bogen dieser schönen Brauen sich lagert, sich auf die seidnen Wimpern dieses zum Herrschen gebornen Auges senkt? Wer es kann gewinnt Provinzen, erhascht Ehrenstellen. Ist's ein Staatsgeheimniß, ein nah sich verkündendes Unglück, worüber der schöne Graf sinnt? Ach nein — Amarillis, seine Lieblings-Jagdhündin, hat keinen Appetit

gezeigt, die Kiste mit den englischen Reitgerten ist nicht angekommen. Das sind Widerwärtigkeiten, die die Liebkosungen einer Kaiserin nicht wieder gut machen können, die der Scharfsinn keines Diplomaten enträthselt.

Gleich neben dem schönen aber dummen Grafen steht der Prinz von Rohan, berüchtigt durch seine kleinen frivolen Soupé's und die Ungnade Marien Theresiens. Noch ist die Sonne seines Ruhms im Steigen, noch liegt auf dieser offnen lächelnden Stirn kein Schatten jener Ungnade zweier Fürstinnen, die ihn später stürzten, noch hatte der geistreiche Zug von Spott, der um seine Lippen schwebt, ihn nicht der Marquise von Pompadour als ein brauchbares Werkzeug, um sich an den Reizen und der Sanftmuth Marie Antoinettens zu rächen, empfohlen. Der edle Prinz und der nicht minder edle Graf sind vollkommen würdige Repräsentanten ihrer Zeit. Der Eine, geistreich, von den Frauen verfolgt, der Andere,

schön und einfältig, und von den Frauen angebetet.

Zwei Schritte von ihnen entfernt steht ein noch junger Obrist in preußischer Uniform. Niemand beachtet ihn, sein rothes, volles Gesicht scheint mit dem Stempel der Tugend und Unbedeutenheit gezeichnet. In diesen hellblauen Augen schimmert kein interessantes Verbrechen, keine pikante Verdorbenheit. Er ist so gesund und folglich sehr tugendhaft — das erregt Langeweile. Man dreht ihm den Rücken. Es wird ihm kein französisches Epigramm und keine Prise Taback angeboten. Man findet, daß seine Beine übermäßig muskulös sind und daß er viel Platz einnimmt. Und doch — auf diesem Haupte liegen die Loorbeern von dreißig Schlachten, auf dieses derbe Knabenantlitz zeichnet Clio mit blutigen Narben die Geschichte eines der glänzendsten und merkwürdigsten Kriege. Zwanzig Jahre später sah ich denselben Jüngling, fast zum Greise geal-

tert unter dem Pulverdampfe siegreicher Schlachten als geprüften Freund Friedrichs im Lager zu Zorndorff.

Wer ist die lange Figur von einer fast ängstlichen Dürre, in einem spechtgrünen Kleide, auf dem silberne Weinranken gestickt sind? Eine drollige Parodie auf den schönen jugendlichen Gott der Traube. Er füttert seine knöcherne spitze Nase unaufhörlich mit spanischem Taback, indeß er dabei in gebrochenem Französisch lüsterne Späße wispert. Sein Stehen ist ein immerwährendes sich auf die Fußspitzen heben, und was er erlauscht theilt er seinem Nachbar mit. Es sind boshafte Bemerkungen über alle Welt. Nichts entgeht ihm, alles nimmt die Spitze eines Epigramms an, und das Unschuldigste geht schuldig aus seinem Munde wieder hervor. Dieser ehrwürdige Herr hat schon tausend Gestalten angenommen, er war Advokat, Mönch, Parfümeriehändler, Soldat, Diplomat, Spion, schöner Geist, er hat einige kleine Infa-

mien auf sich geladen, falsche Testamente gemacht, Vergiftungen unternommen, Spitzbübereien, auf die der Galgen oder die Galeere steht, aber man sieht ihn ungehindert in allen guten Gesellschaften. Er ist die Würze jedes Soupé's, und von einem Hofe eilt er zum andern. Neben ihm steht ein Ludwigsritter in dem Costüm seines Ordens, und Knixe machend wie eine Dame. Neben diesen ein alter östreichischer General, auf das Podagra seiner eignen Beine und die parfümirten Manchetten seines Nachbars fluchend. — Wer ist aber dieses offene geistvolle Gesicht, diese Gestalt voll Ungezwungenheit und Anstand? Mit Liebe verweilt das Auge auf diesen ehrlichen Zügen, nachdem es der Grimassen der Mode und Eitelkeit müde geworden. Wer ist dieser junge Mann, dessen Brust keine Orden zieren, auf dessen Antlitz aber große Hoffnungen zu ruhen scheinen. Es ist Grimm, der deutsche Abbe Cotin, doch ehrenvoller endigend wie dieser. Später der Freund Rousseau's und

Diderot's, der Mann des Talents, der Verkündiger der Triumphe der Wissenschaft, der Vertraute der größten Geister seiner Zeit. Nennet mit Achtung seinen Namen spätere Jahrhunderte! Hier am Hofe zu Bamberg sah ich den achtzehnjährigen Jüngling zum ersten Mal, später in Paris schloß ich einen engen Freundschaftsbund mit ihm, wo er mich in die Kreise der Encyklopädisten führte.

Nachdem die ermüdenden Ceremonien der Mittagstafel vorüber waren, wurden die Kerzen angezündet, um zum Balle zu leuchten. Es machte einen zauberischen Anblick als die Thüren sich öffneten und plötzlich eine Schaar geputzter Frauen in den Ballsaal trat. Der Reichthum der Stoffe, die wallenden Federbüsche, die blitzenden Diamanten gewährten einen imposanten Eindruck, und ließen vergessen, daß man an dem Hofe eines geistlichen Fürsten war. Aber die Einfachheit der Haushaltungen der Diener der Kirche war längst ent-

schwunden. Aus den Erzählungen meines Vaters wußte ich wie früher die Bischöfe von Bamberg und Würzburg gelebt hatten, jene Höfe waren finster und ascetisch gegen die jetzigen Schauplätze der ausgesuchtesten Genüsse, der geschmackvollsten und wollüstigsten Freuden. In eine Ecke des Saals zurückgezogen sah ich einer Menuet zu, die eben von einem Paare mit aller nur erdenklichen koketten Geziertheit und der graziösesten Prunksucht getanzt wurde. Ich trete näher, ich höre flüstern, ich blicke genauer hin und der Tänzer scheint mir nicht unbekannt. Es kostet wenig Mühe seinen Namen zu erfragen; wie erstaune ich, als ein geliebter Klang in mein Ohr tönt: es ist Dohna; es ist Achill, den ich weit von hier wähnte, und der mir jetzt unerwartet unter der Masse fremder Gesichter entgegentritt. Kaum hat er den Tanz geendet so flieg ich auf ihn zu, ziehe ihn in ein Nebenzimmer und falle mit Freudenthränen an seine Brust. Auch er ist überrascht,

auch er weis nicht wie ich hierherkomme. Fragen und Antworten verschlingen einander. Wir betrachten uns lächelnd und mit erstaunten Blicken, und jeder findet den Freund auf eine seltsame Weise geputzt und verändert. Ich gestehe ihm offen, daß ich ihn um zehn Jahre verjüngt halte, und er sagt mir, daß mein ernstes Gesicht und meine bleiche Wange sehr wenig zu meinen Ordensbändern und goldnen Stickereien passen. Kaum können wir das Ende des Balles abwarten; wir werfen uns beide in unsern Wagen; es ist kalt, wir schließen die Fenster, wir hüllen uns in unsre Pelze und jetzt, während wir nach Bamberg zurückfahren, beginnen jene köstlichen gemüthlichen Plaudereien, die die Freundschaft so süß und erquickend machen, und die besonders reichlich nach einer langen Trennung aus dem Herzen fließen. —

„Du bist nicht in Dresden?“ — „Konnt ich wohl; Brühl's Administration, sein immer steigender Einfluß“ — „Ich verstehe, der kleine

Silberpage ist dir nicht gewogen.“ — „Aber du? ich meinte du wärest auf deinem Posten in Mainz?“ — „Still, da gibt es Geheimnisse.“ — „Die ich respektire. Es freut mich nur, daß du nicht mehr der grübelnde Philosoph bist wie in Dresden, wo du auf dem Kanapee ausgestreckt mir Vorlesungen über den Plato hieltst. Du bist wieder jung, du bist wieder froh, du tändelst wieder mit Frauen.“ — „Ach Sylvan, blicke tiefer in dieses Herz, du wirst es immer noch finden wie früher.“ — Diese aphoristischen Ausrufungen wurden durch eine zärtliche Umarmung geschlossen. „Es ist alles gut,“ rief ich, „ich habe dich; ich fühle die Wärme deines Herzens, deines Mundes; ich fühle den markigen Druck der lieben Hand. Ich bin ruhig. Jetzt laß uns zusammenhängend sprechen. Was führt dich hierher? Gestehe mir, Sachsen ist in Gefahr. Ach, ich sah längst eine Katastrophe vorher.“

„Du irrst,“ erwiederte Achill. „Die Um-

stände lenken sich für uns günstig. Gegen die Erbfolge in Oestreich ist direkt von unserer Seite noch kein Schritt gethan; obgleich man öffentlich eine Verbindung Sachsens mit Preußen, Baiern, Frankreich gegen Oestreich wünscht. Brühl zeigt sich schwankend und geheimnißvoll; er hat mich herbeschieden, um wichtige Papiere in seine Hand zu spielen, die er haben muß ehe er sich entscheidet. Dieses Mannes Politik muß fürs Erste auch die meinige sein. Durch Opposition gewinne ich nichts und verliere alles. Es kann sein, daß uns das nächste Jahr die Proklamation des Kriegs bringt, alsdann, mein Freund, wirst du mich endlich an meinem Platze sehen. Der Ehrgeiz der natürlichen Söhne August's drängt zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Moritz von Sachsen dürstet nach Ruhm. Der Graf von Cosel will nicht in Dresden müßig auf Kosten seines großen Namens leben, ebenso der Chevalier von Sachsen.“

„Halt ein,“ rief ich lebhaft, indem ich die

Wolke von Mißmuth bemerkte, die bei Nennung dieser Namen über die Stirne Achill's flog, „wozu alte Erinnerungen wecken, die uns beiden nichts frommen? Berichte mir, was zunächst dein Geschäft hier am Bamberger Hofe ist.“

„Hast du mich nicht mit der schönen Marquise von Floral tanzen sehen?“ erwiederte Achill mit einem düstern Lächeln. „Siehst du nicht, daß ich mich dieser kleinen Göttin zu gefallen adonisirt habe? Ich bitte dich erzähle Niemandem, daß ich schon das vierzigste Jahr überschritten habe.“

„Nur weiter!“ rief ich lachend.

„Madame Zepherine Florval war früher, ehe sie den sehr ehrenwerthen Marquis heirathete, die Maitresse des Marschall Belle-Isle. Er steht mit ihr fortwährend in Verbindung, und wie ich gewiß weis, ist meine Göttin in Besitz gewisser Papiere, deren Inhalt uns geheim gehalten wird, und den wir dennoch wissen müssen, um nicht in

die fatale Lage zu gerathen, die dupe der andern Mächte zu sein.“

„Ah, und du gibst dich dazu her?“ —

„Warum nicht? Mit meiner Philosophie ist dergleichen sehr vereinbar. Ein kokettes Weib, das Verstand besitzt und grade frivol genug ist, um die Klugheit auf Kosten der Sinnlichkeit zuweilen ein wenig einzuschläfern, ist eine Oase in der Steppe der Diplomatie. Ich mache mit ihr Musik, ich singe, wohl oder übel, eine Arie von Piccini, ich tanze, ebenfalls wohl oder übel, mit ihr eine Menuet, und siehe da, ein paar Dutzend Meilen von uns entfernt weis man was man wissen will. Ist das nicht leichte Arbeit?“

„Gewiß, und ich wünsche dir Glück dazu. Die Marquise ist wirklich eine Eroberung, die der Mühe werth ist.“

„Sie ist recht niedlich. Meiner Eitelkeit schmeichelt es, daß ich ein paar recht hübsche Knaben, deren Vater ich sein könnte, bei ihr

ausgestochen habe. Aber so sind die Weiber! der Erfahrene siegt. Aber lassen wir die Possen. Ach, Sylvan, welch ein Gestirn geht am Himmel unseres Jahrhunderts glänzend auf. Meine Gebete, meine schwärmerischen Entzückungen folgen diesem gebenedeiten Geiste. Hast du noch nichts ausführlicheres von Friedrich von Preußen gehört?"

„Man nennt ihn bizarr; Einige wollen in ihm einen zweiten Carl XII. sehen."

„Wie falsch, wie irrthümlich! der besonnenste, klarste, mit sich abgeschlossenste Geist. O Freund, du glaubst, daß ich in der Zeit wo unser Briefwechsel stockte in Mainz war? Was sollte ich da an einem müßigen Hof? Ich war in Berlin, ich war in der unmittelbarsten Nähe dieses anbetungswürdigen Fürsten."

„Man spricht von seinem maßlosen Ehrgeiz."

„Den besitzt er; allein das ist eine fürstliche Tugend. Wäre Cäsar ohne sie Cäsar gewesen?

Aber Friedrich ist Philosoph zugleich. Aus dem klaren tiefen Bronnen der Wissenschaft und Weisheit schöpft der Mensch für die heißen Tage des Helden Erquickung. Den stürmenden Entwürfen seines Ehrgeizes hält ein kluger Sinn der Mäßigung die Waage. Dabei ist er so durchaus liebenswerth, so ganz gesalbter König der Geister, daß man ewig uneins ist, ob man ihn in glühender Entzückung in die Arme schließen oder in scheuer Ehrfurcht vor ihm niederfallen soll."

„Du schwärmst, Achill. Dein Herz reißt dich fort. Ich versichre dich, ich habe über diesen Fürsten mehr Tadel als Lob gehört."

„So macht es die Welt. Sie will Beweise. Sie glaubt einer schönen heiligen Intelligenz nie aufs Wort; sie muß immer erst Briefe und Siegel über die Göttlichkeit des Genius haben. Ich aber kenne diesen Mann, ich sehe in ihm meine Träume, meine Hoffnungen verkörpert. Ich habe erst Inhalt und Bedeutung in meinem Leben gefunden,

seit dem er erschienen ist. O warum kann ich nicht seiner Thaten Werkzeug sein!"

„Schweig, so spricht kein Mann. Du bist in deiner Bewunderung zum Weibe geworden. Ich kenne dich nicht mehr; ich kenne in dir den kalten stolzen Tadler der Welt nicht mehr, den Philosophen der prüfend und zweifelnd auf jede hervorstechende Erscheinung herabsah."

Achill sah mich mit einem überraschten Blick an. „Erkenne daran des Mannes Größe und die Wirkung die er auf seine Umgebung äußert, daß er mich so umgewandelt hat," erwiederte er ernsthaft. Ich schwieg; unser Gespräch nahm bald darauf eine andere Richtung. In früher Morgenstunde langten wir in Bamberg an.

Das geheimnißvolle Haus.

Ich habe noch zu berichten wie mein treuer Georg wieder in meine Dienste gekommen. Der einfältige Sinn dieses Natursohnes hatte von den künstlichen Bestrebungen der „Seelenfänger" nur auf kurze Zeit bestrickt werden können. Er kam wieder zur Besinnung, das heißt, zu mir zurück. Dies ist die einfache Geschichte meines treuen Knaben. Das Resultat dieser Verfolgungen war jedoch, daß Georg jetzt ein entschiedener Skeptiker geworden; daß keine Religionsmeinung, sie mochte Namen führen welche sie wollte, mehr irgend einen Eindruck auf ihn machte. „Ich gehe mit Ihnen, Herr," sagte er mir oft, „und wenn Ihr Weg zur Hölle führte, mir gleich. Ich glaube in der Hölle hat man einen treuen Diener nöthiger als hier auf der Oberwelt." Aber Georg

hatte, trotz seiner Philosophie, einige Schwachheiten; zum Beispiel war ihm das Nachbarhaus immer ein Gegenstand unmännlicher und unüberwindlicher Furcht. Dieses Haus war aber in der That ein seltsames Haus, und mit Georg fürchtete sich die halbe Stadt Bamberg vor diesem Hause.

Man denke sich ein alterthümliches Gebäude, halb zerfallen, mit Giebel, Erker und Thürmchen, und einer Mauer rund herum, wie man sie nicht mehr in jenen friedlichen Zeiten sah. Die Sage berichtete, daß ein alter schwedischer Obrist aus dem dreißigjährigen Kriege dieses Kastell bewohnt, und auch in demselben gestorben sei. Allnächtlich wandelte der Geist dieses Helden durch die alten Säle und Gemächer. Man sah Licht und hörte unerklärliche Klänge. Schon seit Jahren waren die wenigen Miethsleute, die es gewagt hatten hier einzuziehn, wieder entflohn, und das Gebäude stand völlig leer. Da es dicht an das Haus stieß, in dem ich wohnte, hatte ich öfters Gelegenheit

die abergläubige Scheu zu bemerken, die die Bewohner des ganzen Stadtviertels vor dem einsamen Hause hatten. Georg bat mich öfters dringend von hier fortzuziehen, allein mir schien die Lage nahe bei dem bischöflichen Pallast zu erwünscht, um auf so unhaltbare Gründe hin meine Wohnung zu wechseln.

Zwei Tage nach meiner Audienz in Pommersfelden ereignete sich grade mit diesem verfallenen Hause ein Vorfall, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Um Mitternacht wurde ich durch ein unerklärliches Geräusch aus dem Schlummer geweckt. Ich blickte auf und sah die Wand meines Zimmers sich öffnen. Bei dem matten Schimmer des Nachtlichts konnte ich nicht recht unterscheiden wo diese Oeffnung stattfand, doch glaubte ich zu bemerken, daß die Gestalt aus dem Rahmen eines Bildes heraustrat, das fast die ganze Hinterwand des Gemaches einnahm. Ohne Furcht richtete ich mich auf, und sah die Erscheinung

mit festem Blicke an. Sie war in das lange schleppende Gewand einer Mönchskutte gehüllt und trug die Hände in weite Ermel gewickelt. Sie blieb vor meinem Bette stehn, zwei funkelnde Augen sahen mich aus der Höhlung einer seltsam geformten Larve an. „Wer bist du?“ fragte ich. „Ein Wesen wie du,“ tönte mir die Antwort entgegen, „Aus Irrthum und Sünde zusammengesetzt.“ — „Was suchst du bei mir?“ — „Deine Theilnahme am Werke meiner Brüder.“ — „Wer sind diese Brüder?“ — „Kinder des Staubes, die aber das Licht eifrig suchen. Willst du uns näher kennen lernen?“ — „Wenn ich es wollte, welch einen Nutzen brächte mir das?“ — „Den Frieden des Bewußtseins, den der rechtliche Mann erwirbt, der zum Besten der Menschheit wirkt.“ — „Nenne dich!“ — „Meinen irdischen Namen schrieb ich in das Wasser des Meers und in den Sand der Wüste als ich in die Verbindung trat, mein himmlischer ist mir noch

nicht bekannt geworden.“ — „Wie willst du, daß ich dir traue?“ — „So wie ein Mensch dem andern vertraut, von dem er noch nichts Böses weis.“ — „Gut, führe mich in die Versammlung deiner Brüder; ich vertraue dir.“ — „Um drei Tage komme ich dich abzuholen, sei meiner um die dritte Stunde nach Mitternacht gewärtig.“

Mit der Beendigung dieses Gesprächs verschwand mein nächtlicher Besucher, aber nicht dort wo er hergekommen, sondern durch die Thüre in den Vorsaal worin Georg schlief. Dieser hatte nichts gehört und gesehen. Der feste Schlummer dieses ehrlichen Burschen trotzte allen Erscheinungen, sie mochten nun natürlich oder unnatürlich sein. Ich verschwieg ihm auch sorgfältig was ich erlebt, ebenso erfuhr er auch nichts von dem Entschluß, den ich faßte, mich mit den geheimnißvollen Männern der Nacht in Verbindung zu setzen. Das Wagstück konnte übel ablaufen; es fielen mir tausend Bedenklichkeiten ein; allein eine

starke Stimme in meinem Innern übertäubte diese und trieb mich unwiderstehlich an jene Unbekannten, die mich zur Genossenschaft hatten einladen lassen, aufzusuchen. Ich habe während meines ganzen Lebens immerdar diesen Trieb empfunden und auch schon manches Opfer ihm gebracht. Das Verborgene reizt mich mit einer Macht, der ich nicht zu widerstehen vermag. Ich war daher um die bestimmte Stunde bereit, und als mein Mann erschien, hatte ich eben nur noch Zeit ein paar Pistolen unvermerkt einzustecken. Wir stiegen durch eine versteckte Thür, die wie ich jetzt sah im Bilde selbst sehr künstlich angebracht war, eine Treppe herab, die auf einen Gang führte, welcher beide Häuser mit einander verband. Ich befand mich also jetzt in dem „unheimlichen Hause.“ Die Bauart war überraschend. Ein alterthümlicher Saal mit Schnitzwerk und Tapetenresten bekleidet dehnte sich in's Unermeßliche vor uns aus. Die dürftige Lampe meines Füh-

rers machte in ihrem flackernden Schatten die kolossalen Dimensionen und den abenteuerlichen Schmuck doppelt gewaltig. Unsere Schritte hallten laut wieder. Der Bewurf der Decke bröckelte herab, und vom Nachtwinde gelöst fielen aus dem losen Blei Glasstücke der hohen Spitzbogen-Fenster herab. Wir schritten an Tischen vorüber, an denen ein längst untergegangenes Geschlecht geschwelgt hatte. Es war mir als wichen ganze Reihen flüchtiger Schatten bei unserer Annäherung von dannen. Auf einem Ausbau an der breiten Wand, den Fenstern gegenüber, lag Gerülle und darunter alte Instrumente, Trommelbecken und Posaunen. Mein Gefährte ließ mir Muße alle diese Betrachtungen anzustellen, er suchte lange aus einem Bund Schlüsseln denjenigen heraus, der zu der Thür paßte, vor welcher wir jetzt standen. Sie öffnete sich und von neuem sah ich einen langen Gang vor mir. Die kalte Luft und ein heftiges Schneegestöber blies

durch die offenen Arkaden hinein und beschleunigte unsere Schritte. Eine kleine Treppe nach alter Art gewunden führte uns endlich zum Ziel der Reise, in ein Kabinet, das ziemlich wohnlich aussah und mit einigen Wandlichtern erleuchtet wurde. Hier verließ mich mein Führer, indem er mich bat so lange zu warten, bis er mich der Versammlung werde angemeldet haben. Ich warf mich auf einen Stuhl nieder und überließ mich den Betrachtungen meiner seltsamen Lage. Es dauerte nicht lange so erschienen zwei Vermummte, die mich untern Arm nahmen und ins Nebenzimmer führten. Hier sah ich ungefähr zwölf Männer, die auf- und niederschritten, einige am Kamin saßen, andre an kleinen Tischen sich eifrig unterhielten und eben keine große Aufmerksamkeit meinem Eintritt schenkten. Das Gemach war wohnlich, ja sogar luxuriös eingerichtet, und die Gesellschaft glich einem zur heitern Freude versammelten kleinen Männerkreise. Nur war

der Unterschied, daß alle durch Larven und Kutten unkenntlich waren. Gleich nach mir traten noch einige andre Gäste herein, die hier vielleicht eben so wie ich Neulinge waren, und um die die Gesellschaft sich eben so wenig zu bekümmern schien. Ich setzte mich in das Fenster, lüftete ein wenig die Larve, und hörte mit Aufmerksamkeit ein Gespräch an, das zwei Verkappte neben mir führten. Es betraf die Politik, und ich kann gestehen, noch nie hörte ich mit solcher Schärfe und Umsicht gewisse Meinungen verfechten und Grundsätze angreifen, die man in der Welt für achtbar hielt. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, die Stimmen der Sprechenden zu erkennen, blieben sie mir doch völlig fremd. Die eine Gestalt war klein und in eine ganz besonders faltenreiche Kutte vermummt, die andre war lang und hager, und erinnerte öfters durch das Pathetische der Gesten an einen Kanzelredner. Ich glaubte in ihm einen bekannten Jesuiten zu erkennen,

den ich am Hofe des Bischofs gesehen und als einen geistvollen Mann hatte beurtheilen lernen; aber die Meinungen, die er äußerte, stimmten nicht mit denen dieses geschmeidigen Jüngers Loyola's überein. Die kleine Gestalt deckte mit einer bewundernswürdigen Sachkenntniß die hülf-lose Lage Sachsens auf, tadelte bitter jede Maß-regel Brühl's, lieferte ein, wie ich leider gestehen muß, sehr ähnliches Portrait des schwachen in-differenten Königs und gab zuletzt in kurzen pro-phetischen Aussprüchen das Ende an, das noth-wendig traurig für Sachsen in den jetzt beginnen-den Feindseligkeiten sein mußte. In der Leiden-schaft des Gesprächs verstieg sich die Stimme des Kleinen oft in einen hellen kreischenden Ton, der mich auf den Gedanken brachte, es könne hier wohl eine Frau versteckt sein. Ich stand auf und beobachtete die Gestalt näher; allein sie schien dieses zu bemerken, und mit einem unwilligen Seitenblick auf mich winkte sie ihrem Gefährten

und verschwand mit ihm unter der Menge. Das Zimmer hatte sich unterdessen mit lauter braunen Gestalten gefüllt. Es gewährte einen sonderbaren Anblick diese phantastische Versammlung und ihre weißen langen Maskennasen, die sich gegeneinander mit unverständlichem Gemurmel bewegten, zu betrachten. Ein dicker Mann kam auf mich zu, machte mir eine tiefe Verbeugung und sagte: „Maske, Ihr seid hier zum ersten Male, sagt mir doch wie Euch die Gesellschaft behagt.“ — „Ich danke Euch, Maske, für Eure Theilnahme,“ entgegnete ich, „fürs Erste kann ich Euch mein Urtheil noch nicht offen mittheilen; allein seid versichert, daß alles was ich höre meine Aufmerksamkeit in hohem Grade anspricht.“ — „Das ist für den Anfang genug. Wir danken Euch, Maske. Niemand geht darauf aus Euch auszuforschen; thut also ganz nach Eurer Bequemlichkeit. Ihr werdet hier manches hören was anderwärts Euch nicht zu Ohren käme.“ — Wir machten nach diesen

Worten wiederholte Verbeugungen und trennten uns von einander. Ein lebhaftes Geschrei am Kamine zog mich an; ich trat näher und sah wiederum die kleine groteske Maske im Streit sich gegen drei Gegner heldenmäßig wehren. Es war vom Umsturz der pragmatischen Sanction die Rede und von den Ansprüchen des Bairischen Hauses auf die österreichische Erbfolge. Jene drei vertheidigten Oestreichs Interesse, der Kleine jedoch griff es an und wies auf Preußen, in dessen Händen die Zukunft Europens läge. Diese kühne Meinung erregte eine allgemeine Sensation. Von den fernsten Tischen drängten sich die Masken herbei, Stühle, Tische wurden umgeworfen, man riß sich einander beinahe die Kutten vom Leibe, um nur zu hören was der Kleine sprach. Dieser fuhr fort die künftige Größe des Hauses Brandenburg zu zeigen, und entwickelte diese Behauptung aus einer so scharfen und detaillirten Auffassung der großen Eigenschaften des Königs, daß wir alle

voll Verwunderung standen. „Wer ist die Maske?“ fragte ich unwillkührlich, fortgerissen von Neugier und Staunen, meinen Nachbar. „Wir kennen sie nicht,“ entgegnete er mit einem unwilligen Tone; „überhaupt kennt hier Niemand den Andern. Wir sind zufrieden, wenn wir uns nur selbst kennen lernen.“

Diese Zurechtweisung nahm ich, da ich sie verdiente, ohne Vorwurf auf. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach wie sie gekommen war, und ich fand, ins Vorzimmer tretend, meinen Begleiter schon auf mich wartend. Er führte mich denselben Weg hinauf und versprach auf meinen Wunsch mich nach Verlauf von zehn Tagen wieder abzuholen. Die gehörten Ansichten waren mir so merkwürdig, daß ich den übrigen Theil der Nacht wach blieb, um sie niederzuschreiben. Ich besuchte jetzt unausgesetzt den ganzen Winter hindurch die Versammlungen, und ich bekenne, daß ich ihnen großen Dank schulde. Nie hörte

ich eine solche Fülle wohlunterrichteter und umfangreicher Urtheile, nie so kühne und geistreiche Hypothesen. Es ist wahr, der Geist dieser Versammlungen zeigte sich als ein revolutionärer, allein eine Seele, die die Tugend und Wahrheit eifrig sucht, mußte die offene Politik der damaligen Tage als ein Gewebe der kleinlichsten Lügen verachten, und die geheime Politik stand im offenen Widerspruche mit der öffentlichen. Da die Freiheit der Meinungen unter einem unerbittlichen Interdikt lag, so blieb also kein andres Mittel übrig, entweder man mußte sich gutwillig, was die öffentlichen Angelegenheiten betraf, zur dupe halten lassen, oder man wählte den geheimen und verbotenen Weg, um die rechtliche Meinung eines einsichtvollen Mannes zu erfahren.

Auch hierin hast du es besser, du kommendes Jahrhundert! Deine Männer werden als Männer sich zeigen dürfen, frei vor dem Gesetz in Meinung und That. Nicht ins Dunkel unterirdischer Ge-

mächer werden deine Patrioten schleichen müssen, um in heftigen Debatten die Wahrheit zu ermitteln, sie wird als ein Gemeingut Jedem angehören der sie offen und in guter Absicht sucht, wie sie gesucht werden muß. Verstehe mich wohl, mein Leser, ich vertheidige nur die Gesellschaft der Männer, wie ich sie dir eben geschildert habe, nicht die folgenden Grade dieser Verbrüderung, wie ich sie später kennen lernte, und wie sie nur als ein trauriges Merkmal jener Tage sich bilden konnten.

Ein Minister, der die Gemälde der niederländischen Schule studiert.

Achill hatte unterdessen seine kleine Marquise keinen Moment aus dem Auge gelassen; er war unermüdlich in Aufmerksamkeiten für die hübsche Frau, die ihn durch ihre Albernheiten oft zur Verzweiflung brachte. Er brachte Stunden lang zu, um mit ihr die faden Späße im „mercure galant" zu belachen oder die Bänder und Perlgewinde eines modernen Kopfputzes zu dechiffriren, die der ungeschickte Zeichner nur in unerkennbaren Symbolen angedeutet hatte. Oft kam er verzweiflungsvoll zu mir, verwünschte seine dämonische Mission, verwünschte seine Zepherine, verwünschte sich selbst, und nur ein stundenlanges Gespräch über Philosophie oder ein Kapitel im Plato oder Seneca, das wir zusammen lasen,

konnte seine Nerven wieder in so weit anspannen, daß er von neuem seine abgeschmackte Rolle weiter spielte.

Endlich erreichte er sein Ziel. Er hatte den Grausamen gespielt; Madame war in so weit schon mürbe gemacht, daß sie dergleichen nicht ertragen konnte, der Preis der Aussöhnung waren die „wichtigen Papiere.“ Triumphirend brachte er sie mir eines Morgens. Ich nahm sie in Empfang, obgleich dies das zweite Mal war, daß mir ein so verrätherisches Päckchen zugesteckt wurde. Den andern Tag wollte Achill reisen und nur die Nacht sollte ich Hüter dieser Schätze sein; aber leider! ich behielt sie länger bei mir, und sie wurden wie das erste Mal die Quelle großen Ungemachs für mich. Noch vor Mitternacht erhielt ich folgende flüchtige Zeilen: „Freund und Bruder! Im Namen Plato's und Seneca's mach', daß Du meine verwünschten Depeschen in Sicherheit bringst. Eile, wirf Dich in dein Kabriolet,

nimm Postpferde und suche so schnell wie möglich die Grenze zu erreichen. Dort warte auf mich drei Tage, komme ich nicht, so vergrabe Deinen Schatz; vertraue ihn Niemandem, und kehre hierher zurück. Ich bin gestern vom Marquis bei Madame überrascht worden; ein Duell war die Folge, und ich bin an der Schulter verwundet worden. Der Arzt erlaubt mir nur diese wenigen Zeilen, die ich Dir mit zitternder Hand schreibe. Wahrlich das erste Mal und es soll auch das letzte Mal sein, daß ein Dohna zittert.“ — Es war hier keine Minute zu versäumen. Meinem treuen Georg befahl ich meine Abreise für's Erste geheim zu halten und dann zu sagen, daß ich zu einer Besitzung gefahren sei, die ich in jener Gegend hatte.

Der Auftritt Achill's mit dem Herrn Marquis und seiner Dame ist jedoch zu charakteristisch, als daß ich ihn nicht in kurzer Beschreibung wiedergeben sollte. Achill und Zepherine spielten

wie gewöhnlich ihre Parthie Piket, und der gute Graf war dabei bemüht, so viel wie möglich zu verlieren, und so oft als nur irgend thunlich der Marquise unterm Tisch verliebte Fußtritte zu geben. Endlich wirft die Marquise ihren Fächer auf den Boden, der Graf bückt sich danach und sie benutzt den Augenblick um in seiner Frisur zu wühlen, und dort das Oberste zum Untersten zu kehren. Dieser ganz vortreffliche Spaß zieht andere eben so glückliche Einfälle nach sich. Dis Karten werden hingeworfen und man fängt Fliegen. Zepherine springt wie toll mit einem Netze aus Goldfäden im Zimmer umher und Achill ihr nach, beide mit ziemlich aufgelösten Locken und in einem abentheuerlichen Aufzuge. Was schadet das? Man ist allein, und der gute Marquis, dieser Schaafskopf, ist auf der Jagd. Es ist sehr heißer Nachmittag, und bekanntlich ist das Fliegenfangen auf die Länge etwas erschöpfend; der Graf und die Marquise fallen also zusammen aufs Sopha

nieder, nachdem sie eine halbe Stunde lang geklatscht, gesprungen, getrippelt, gerannt, und die Wände angehüpft haben. Da liegen sie nun; die Marquise rechts im Winkel, der Graf links. Beide können sie keinen Arm regen und Beide versichern, daß sie im Moment des Sterbens sich befinden. Dennoch nach einer kleinen Weile zieht der Graf seine Dose heraus, öffnet sie und nimmt eine Prise. Die Marquise stößt einen durchbohrenden Schrei aus. „Was gibts?“ — „Sehen Sie denn nichts?“ — „Wo?“ — „Hier!“ — Wieder ein herzzerreißender Schrei. „Aber mein Gott, mäßigen Sie sich doch; man kommt sonst, um zu sehen was Ihnen fehlt.“ Diese Bemerkung begleitet er mit einem unwilligen Schlag auf den Porzellandeckel der Dose, und murmelt dabei etwas, das so lautet als: es ist mit den Weibern nichts anzufangen. Die Marquise geräth in ein Zittern und zeigt unausgesetzt auf eine Stelle ihres Oberarms. Dieser Arm ist so schön,

er ist so weiß und dabei so rund, der Graf will ihn küssen. „Halten Sie ein,“ ruft sie, „Sie schlingen das Ungeheuer in sich.“ — „Welches Ungeheuer?“ — „Den Floh.“ — „Mein Kind, das ist ein Tabackskörnchen.“ — „Nein, es ist ein Floh.“ — „Nun gut, so soll es ein Floh sein, gebe der Himmel, daß es nur kein verrücktgewordener Floh ist.“ — „Was sagen Sie, gibt es auch solche?“ — „Gewiß, und die Wunde, die sie beibringen, zieht in wenig Stunden den vollen Wahnsinn nach sich!“ — Welch ein Tumult bemächtigt sich nach diesem Geständnisse aller Lebensgeister der armen Marquise. Sie geht händeringend durchs Zimmer, der Graf ihr nach. Sie stößt Jammerlaute aus, und er gießt ein ganzes Glas Eau de Carmes über ihren Arm aus. Endlich bricht sie in einen Strom von Thränen aus und will ins Bett geführt sein. Die Kammerfrau erscheint, aber sie wird gleich wieder fortgeschickt: welche Schmach, wenn diese etwas von dem ver-

rückten Floh erführe. Nein, die Marquise geht ohne Kammerfrau zu Bette, und der Graf setzt sich ihr zu Häupten, indem er theilnehmend ihre Hand erfaßt und sich die Miene gibt als erforsche er aufs Genaueste den Puls. Eine schreckliche Pause tritt ein, die Marquise liegt mit geschlossenen Augen da und wartet ab, daß der Wahnsinn ausbrechen werde. Er bricht nicht aus. Der Graf zählt den Puls und verzählt sich. Die Hitze im Zimmer wird unleidlich. „Ach, mein Freund,“ seufzt sie, „wir sehen uns zum letzten Male, diese ist meine letzte Stunde; ich fühle es wohl ich unterliege dem Zorn des Himmels.“ — „Und weßhalb sollte der Himmel Ihnen zürnen, mein Engel?“ — „Wegen der Papiere. Können Sie noch zweifeln? Es war gewiß sehr übel von mir gehandelt sie Ihnen auszuliefern; aber ich weis wahrhaftig nicht was sie enthielten, und wenn ich es auch gewußt, ich hätte es gleich wieder vergessen. Alles was die Politik betrifft

langweilt mich zu Tode.“ — „Nein, das ist nicht der wahre Grund, Zepherine. Es reut Sie mir diesen Beweis Ihrer Liebe gegeben zu haben. Aber die Papiere sollen wieder in Ihre Hände kommen, und ich — ich will Sie auf immer verlassen.“ — Sie richtete sich im Bette auf und sah ihn mit großen Augen an: „Mein Gott,“ rief sie ängstlich, „sind Sie auch verrückt? hat der Floh auch Sie verwundet? Nein aber“ — — Sie brach in Thränen aus und der Graf hielt sein Schnupftuch vor die Augen. Beide schluchzen; unterdessen hört man Stimmen unterm Fenster. Der Marquis kommt. Freilich Zeit ist's, die Jagd kann schon aus sein, aber wer denkt an den Marquis. Das vertraute Kammermädchen hat die Thüren offen gelassen, und ehe man noch recht überlegen kann, auf welche Weise der Graf entschlüpfen solle, steht der Marquis vor dem Bette. Er ist gleich von einer so unerträglichen Lebendigkeit besessen, daß er nicht hört, daß die Marquise

die vollgültigste Ursache hat im Bette zu liegen und der Graf ihr den Puls zu fühlen. Er hat noch dazu die Ungezogenheit nicht einmal die Krise der Krankheit abwarten zu wollen, sondern er zwingt sie das Bett zu verlassen und mit ihm einen Spaziergang im Park zu unternehmen. Der Graf wird höflichst ersucht diesen Gang mitzumachen. Was ist zu thun? Der Abend ist ein sogenannter schöner Abend, aber Niemand von den Dreien bemerkt, daß die Rosen blühen und die Lilien duften; vielleicht macht der Graf, der hinterdrein wandelt, im Geheim die Bemerkung, daß Madame allerdings noch so schön wie die Rose, aber nicht ganz so unschuldig wie die Lilie sei. Man gelangt in die entfernteren Parthieen des Parks. Grade Taxuswände schließen hier einen kleinen Teich ein, der sein Wasserbecken friedlich dem Abendhimmel mit seinen rosigen Wolken zum Spiegel darbeut, nicht ahnend, daß ein eifersüchtiger Ehemann ihm eine besondere Bestim-

mung zugedacht. „Madame,“ fängt der Marquis an, nachdem die drei Spaziergänger stehn geblieben, „es ist heute sehr warm und das Wasser muß eine erfrischende Eigenschaft haben. Wollen Sie nicht ein Bad nehmen?“ — „Wie?“ — „Ein Bad nehmen; hier in diesem Wasserbecken.“— Die Marquise zitternd: „Ich verstehe Sie nicht.“— „Und ich Sie auch nicht,“ setzt der Graf mit einer drohenden Miene hinzu. — „So hab ich mich noch nicht deutlich genug ausgedrückt. (Zu Madame gewendet:) Sie sind so gütig, entkleiden sich und steigen hier vor unsern Augen ins Wasser. Dort bleiben Sie so lange, während ich mit Ihnen (zum Grafen gewendet) ein paar Kugeln wechsle.“ Er zog mit diesen Worten zwei Pistolen hervor und reichte sie seinem Gegner, indem er ihn bat selbst zu laden. Ein Kästchen enthielt das Nöthige. Die Marquise stieß einen Schrei aus und sank aufs Gras nieder. Der Marquis hob sie ziemlich unsanft vom Boden auf. „Schnell, schnell, Ma-

dame, es ist keine Zeit zu verlieren. Wenn wir mit Laden fertig sind, müssen Sie im Wasser sein. Derjenige, der von uns beiden fällt, muß noch das angenehme Schauspiel Ihrer Reize mit sich in die Ewigkeit nehmen. Das wird ihm den Tod versüßen. Also schnell, Madame.“ — „Aber mein Herr,“ nahm der Graf das Wort, „ich will Sie nicht verhindern Ihre Rache zu nehmen, wenn Sie sich für beleidigt halten, allein ist hier der Ort dazu, und wo sind die Zeugen?“ — „Nahmen Sie Zeugen mit als Sie meine Ehre beschimpften?“ — „Ich bewundre Ihre gute Laune und Ihre trefflichen Einfälle; aber wenn wir uns auch ohne Zeugen schießen, so wird es doch nöthig sein gegen Madame etwas mehr Schonung zu beweisen.“ — „Herr, wollen Sie mir vorschreiben, wie ich gegen meine Frau mich zu betragen habe? Wir schießen und sie badet. Nun Madame, sind Sie noch nicht im Wasser?“ — Die arme Marquise war in der peinlichsten Ver-

legenheit, sie wollte aufs Gradewohl mit den Kleidern ins Wasser springen, allein ihr unerbittlicher Tyrann zwang sie sich ins Kostüm der Grazien zu werfen. Das sah freilich allerliebst aus, und die blendende Gestalt, wie sie hinter den dunkeln Taxuswänden verschwand, gab köstliche malerische Effekte, allein bei allem dem war es doch eine unverzeihliche Grausamkeit, denn das Wasser mochte kalt und der Boden des kleinen Fischteiches voller Steine sein. So wie die Marquise drin anlangte begrub sie sich schnell bis an den Hals in der Flut, aber die Theilnahme, die sie am Duell hatte, ließ sie bald sich selbst vergessen. Sie sprang auf, kreischte, stürzte wieder ins Wasser und sprang von neuem in die Höhe. Unterdessen empfing der Graf die Wunde an der Schulter. Der Kampf hatte ein Ende. Der Verwundete wurde unter schicklichen Vorsichtsmaßregeln fortgeschafft und der Marquis sagte mit einer artigen Verbeugung zu seiner Dame. „Wir haben beide

unsre Sachen gut gemacht, Madame. Sie haben sich im Wasser, ich mich in Blut gebadet; wir können jetzt beide von jedem Flecken frei sein. Aber nebenbei haben Sie mir, meine Schöne, einen außerordentlichen Gefallen gethan: ich war im Begriff für meine kleine Gallerie einen Poelenbourg zu kaufen, den man mir für ächt aufschwatzte. Das Gemälde stellt eine badende Nymphe vor. Meine Kenntniß geht nicht sehr weit, und ich hatte keine Gelegenheit die Natur zu Rathe zu ziehen, Sie haben mir jetzt diese Gelegenheit gegeben, und ich finde das Gemälde unwahr, folglich unächt. Was sagen Sie zu meiner Manier wie ich die Kunst studiere?"

Die arme Marquise hing an seinem Arme, unfähig ein Wort hervorzubringen, vor Kälte, Schrecken und Erschöpfung einer Ohnmacht nahe

---

Ich sehe Dresden wieder. — Charakterschilderung einer liebenswürdigen unglücklichen Fürstin.

Ich war mit meinem Päckchen an der Grenze angelangt und wartete schon zwei Tage vergeblich auf den Abnehmer. Am Morgen des dritten Tages schrieb mir Achill und beschwor mich bei unsrer Freundschaft die Besorgung der Papiere selbst zu übernehmen, indem ihn ein hartnäckiges Wundfieber unwiderruflich ans Bett fessle. Diese Wendung der Angelegenheit war mir sehr mißfällig. Obgleich die genauesten Adressen hinzugefügt waren, und ich in den Personen mit denen ichs zu thun hatte mich schwerlich irren konnte, so war eine willkührliche Entfernung von meinem mir angewiesenen Posten schon straffällig. Zudem die Handlung selbst meiner Rechtsansicht widerstrebend. Ein Schritt, der nicht offen und vor aller Welt

gethan werden konnte, schien mir eines freien Mannes unwürdig. Mein alter Haß gegen diplomatische Ränke, sie mochten mit noch so hochklingenden Namen verhüllt werden, erwachte in seiner ganzen Stärke, und ich war nahe daran nach Bamberg zurückzukehren. Aber die Wichtigkeit der Papiere, die ich in Händen hatte, entschied, und ich machte mich auf den Weg. Mit Zurücklassung meines eigenen Wagens warf ich mich in den unscheinbaren Anzug eines zur Messe reisenden Kaufmanns, und Georg stellte meinen Handlungsgehülfen vor. Wir kamen ungehindert an die sächsische Grenze. Ich erkannte jetzt, daß die Gerüchte falsch waren, die mir in Bamberg zu Ohren gekommen, von einem Einfall preußischer Truppen im sächsischen Gebiet. Nach einer Nachtreise unter sehr beschwerlichen Umständen langte ich in der Frühe in Dresden an. Mit welchen Gefühlen sah ich diese geliebte Stadt wieder! Es waren die ersten Morgenstunden; ein

dichter Nebel füllte die Gassen, und wie unter einem Schleier erblickte ich die wohlbekannten Plätze und Häuser. Mein alter Hausverwalter empfing mich unter Thränengüssen, nachdem er lange alle Mittel angewendet hatte mir den Einzug in meine väterlichen Hallen zu verwehren, indem er mich in meiner Verkleidung nicht erkannte und nichts weniger erwartete als mich in Dresden zu sehen. Ich eilte sogleich vor das Bild meines Vaters, und indem ich vor diesem theuren Denkmal meine Morgenandacht verrichtete, war wie durch einen Zauberschlag jedes Gefühl der Unruhe und Unbehaglichkeit von mir genommen. Ich hatte jetzt den Muth einem Manne entgegenzutreten, den ich haßte, und dessen Anblick ich während zehn Jahren so geflissentlich vermieden hatte. Ich ließ mich beim Grafen Brühl melden. Dieser Minister, der damals grade auf dem höchsten Gipfel seines Glückes sich befand, eine Stelle von der ihn die Ereignisse des bald

darauf ausbrechenden Krieges tief herabstürzten, obgleich nicht so tief wie er es verdiente, empfing mich mit Höflichkeit und Güte. Ich übergab ihm meine Papiere und sprach den Wunsch aus, Dresden so bald als möglich wieder zu verlassen, nachdem ich würde erfahren haben, ob der König mich sehen wolle oder nicht. „Ich werde Seiner Majestät Ihre Ankunft melden," entgegnete der Graf; „allein ich zweifle, daß Sie zur Audienz gelangen, denn der König befindet sich nicht wohl und sieht Niemanden." Diese Antwort befremdete mich, denn ich hatte kurz vorher aus sehr sicherer Quelle erfahren, daß der König schon von meiner Ankunft wisse und mich sehen wolle. Es vergingen zwei Tage und ich erhielt keine Aufforderung vor ihm zu erscheinen. Der Minister überhäufte mich mit Artigkeiten, händigte mir am Abend des dritten Tages Papiere für den Grafen Dohna ein und sagte mir, daß der König es gerne sähe wenn ich unverzüglich wieder

an meinen Posten ginge, ohne länger abzuwarten, bis sein gebesserter Zustand ihm gestatte mich zu sehen. Ich konnte kaum meinen Verdruß verbergen. Ich liebte Friedrich August, ich betrachtete ihn als den Sohn des Wohlthäters und erhabenen Freundes meines Vaters. Der Name den ich führte hatte an diesem Hofe bis jetzt einen so guten Klang gehabt, und nun sah der Enkel jener stolzen Grafen, die ihr Wappen mit fürstlichen Zeichen schmücken durften, sich von der Thüre des Pallastes gewiesen, ungefähr in der Weise wie man freche und namenlose Zudringlinge von dem Sitz der Macht hinwegzuscheuchen pflegt. Ich gedachte der Tage, die jetzt nicht mehr waren, und die Stadt und der Anblick ihrer Plätze und Straßen wurde mir zuwider. Einsam wandte ich meine Schritte von allen bekannten Erinnerungen hinweg und befand mich am Morgen des vierten Tages in den düstern Baumgängen des Schloßgartens lustwandelnd. Aber auch hier ver-

folgte ich die Vergangenheit. Ich gedachte der Feste, der Pracht, des Frohsinns, des allgemeinen Glückes unter der Regierung des edelmüthigen August's. Hier waren diese glänzenden Freuden gefeiert worden, unter diesen Bäumen, die jetzt einsam ihre düstern Schatten verbreiteten, schwang sich der bunte Reihen der Lust in immer neu wechselnden Maskenzügen; in diesen stillen Baumgängen klang der muntre Schall der Flöten und Castanietten. Jetzt war alles stille. Die Eingänge wurden von den Wachen und den Spionen des Ministers gehütet. Ein ergrauter Gardist wollte mir den Eintritt streitig machen, doch mich erkennend wich er ehrerbietig zur Seite.

Als ich einige Schritte gethan, ward ich einen Mann ansichtig, der sich bei meiner Annäherung schnell von der Bank erhob und mir ein Zeichen machte, als wollte er, daß ich mich entfernte. Ich stand wie erstarrt; ich erkannte den Mann: es war der König. Mein Gefühl riß mich fort;

ich stürzte zu seinen Füßen und meine Thränen benetzten seine Hände. Er hob mich auf, drückte mir die Hand und sagte mit unruhiger Stimme: „Mein theurer Graf, sehr erfreut Sie zu sehen. Man sagte mir Sie wären hier und ich bin Ihnen böse, daß Sie sich nicht gemeldet haben.“ „Sire,“ rief ich, „mein einziges und glühendes Verlangen, seitdem ich Dresden betrat, war Ihnen meine Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit zu bezeugen.“ — Er blickte mich lange Zeit forschend an und sagte dann: „man hat mir nichts davon gesagt. Wie kamen Sie in den Garten?“ — „Sire,“ rief ich mit einem düster schmerzlichen Blick, „man hat mich abweisen wollen, allein ich habe mir Platz gemacht, nicht ahnend welch ein Glück mir hier bevorstände.“ — „Sie haben mich also nicht erkannt, nicht diesen heimlichen Weg gesucht um mich zu sprechen?“ — Diese Frage trieb das Blut in meine Wangen; sie kam mir so kleinlich, eines Königs so unwürdig

vor. Ich hatte Mühe eine bittre Antwort zurückzuhalten. Er bemerkte nicht so bald meinen gekränkten Stolz, als er mir nochmals die Hand drückte und mit dem ihm ganz eigenthümlichen Ausdruck von Gutmüthigkeit, ein Ausdruck der in dem von Hoheit und Glanz strahlenden Antlitz seines Vaters fehlte, sagte: „Ich kenne Sie ja; wir haben einen Theil unsrer Jugend zusammen verlebt. Kommen Sie öfters zu mir. Auch die Königin wird Sie sehen wollen."

Nach diesen Worten ging das Gespräch auf die Zeitbegebenheiten über. Ich erstaunte, den König völlig ohne Kenntniß der Dinge, die in seiner nächsten Umgebung vorfielen, zu sehen. Er tappte mit seinen Bemerkungen dergestalt im Finstern, daß ich meinen Ohren nicht glaubte trauen zu dürfen. Dabei fragte er ohne Unterlaß immer nach meiner Meinung, und als ich ihm diese mit gehöriger Vorsicht sagte, nannte er mich einen Träumer, da er es doch eigentlich

selbst war. Denn seine Politik war eine völlig erträumte. In einem Athemzuge sprach er die ungereimtesten Dinge. Ich beobachtete während er so faselte sein Gesicht, und fand es über die Jahre hinaus gealtert. Es war ein Zug von Schwäche und Unbedeutenheit darin, den ich früher im Antlitz des Jünglings nie hatte bemerken können. Ein Glöckchen, das aus dem Innern des Pallastes ertönte, machte unserm Gespräch ein Ende. Er sagte, daß er mich sprechen wolle und daß ich nicht abreisen dürfe. Den Morgen darauf erhielt ich ein eigenhändig geschriebenes Billet, in welchem er mich von meiner Zusage entband und mich aufforderte abzureisen, da er gehört ich hätte wichtige Geschäfte dort. Ich achtete hierauf nicht sondern folgte dem Befehl der Kurfürstin, die mich dringend zu einer Unterredung zu sich beschied. Ich fand diese verehrte Fürstin in einem gefährlichen Zustand der Aufregung. Ihre Unruhe sprach aus jedem Wort, aus jeder Miene. Schon

als Kurprinzessin hatte mir diese erlauchte Dame viel Vertrauen und Güte bezeigt, jetzt durch den Drang der Umstände und ihre hülflose Lage getrieben, gewann diese Hingebung einen Grad von Rücksichtlosigkeit, den ich auf alle Weise hätte mißbrauchen können, wenn ich niedrigdenkend und zum Verrath geneigt gewesen wäre. Sie klagte ganz unverhohlen über den allmächtigen Minister, über dessen Ränke, über seine Erpressungen, über das Unglück das er übers Land gebracht und noch bringen werde. Sie forderte mich auf Mittel auszusinnen wie dem zu steuern sei. Ich rieth ihr fürs Erste Geduld und Vorsicht. Sie entgegnete, daß beides schon vergeblich angewendet worden, daß hier nur ein Gewaltstreich Rettung geben könne. Dieser Ansicht widersetzte ich mich. Durch meinen Widerspruch noch lebhafter angeregt theilte sie mir den Plan einer Verschwörung gegen den Minister mit, von dem sie behauptete, daß er das Land verrathen und in verderbliche Kriege

zu stürzen die Absicht habe. Diese Beschuldigungen gründete sie auf heimlich ihr zugekommene Nachrichten, die sie mir als untrüglich bezeichnete. Zum Schluß ihrer Rede suchte sie mich zu bestimmen diesem Bunde beizutreten, ja die ersten entscheidenden Schritte zu lenken. Erschreckt und gerührt von diesem Zutrauen, und zugleich voll Bewunderung vor dem männlichen Heldenmuth der erhabenen Frau, stürzte ich ihr zu Füßen und drückte ihre Hände begeistert an meine Lippen. Sie zerfloß in einem Strom von Thränen. Nie ward ich von dem beispiellosen Jammer, dem tiefen Elend meines theuren Vaterlandes deutlicher überzeugt als in dieser mir ewig denkwürdigen Stunde. Ich fühlte meine Schwäche, ich hätte das Unmögliche versprochen nur um die geliebte Fürstin dem Kummer, der sie verzehrte, zu entreißen; ohne Nachdenken, fast ohne Bewußtsein war ich willens Alles zuzusagen, was sie von mir forderte. Sie sah mich schwanken und ihr Andringen erneuerte

sich. Indem sie den Ehrgeiz meines Hauses wach rief, erinnerte sie mich, daß mein Großvater und Urgroßvater den sächsischen Fürsten ihre Dienste, ihr Leben gewidmet, und daß ich, der Enkel, nicht hinter einem so glorwürdigen Beispiel zurückbleiben dürfe. Aber grade durch diese Mahnung rief sie mich zum vollen Bewußtsein meiner Pflichten zurück. Der gefährliche Taumel verließ mich, und nur ein einziges starkes überwältigendes Gefühl beherrschte mich, der Gedanke, die Ehre meines Hauses zu wahren. Ich erklärte der Fürstin, daß ich bereit wäre jene entscheidenden Schritte zu thun, allein daß mein Eid mich hinderte ohne Wissen des Königs, vielleicht gradezu gegen seinen Willen zu handeln. „Ist es an dem,“ sagte sie kalt, „so hilft uns aller Muth, alle Kühnheit nichts. Der König ist fest entschlossen nichts gegen den Verderber seines Reichs zu unternehmen. Er glaubt mir nicht, er glaubt Niemandem, der ihn über die wahre Lage der Dinge zu belehren

sucht. Wir sind bewacht, uns sind alle Mittel zur Rettung geraubt.“ Das Ende dieser peinvollen Unterredung war, daß ich ihr versprechen mußte so viel an Förderung der guten Sache zu arbeiten als es mir mein Gewissen erlaubte. An der Redlichkeit meiner Gesinnung zweifelte sie nicht. — Wenige Jahre darauf wurden alle ihre drohenden Befürchtungen vom Geschick realisirt. Die zweideutige, ohnmächtige, ränkevolle Politik des Günstlings brachte Sachsen an den Rand des Abgrunds. Friedrich's Besitznahme der kurfürstlichen Staaten, sein von ganz Europa gemißbilligter Einbruch in das Archiv waren Bestätigungen der prophetischen düstern Andeutungen, die in jener Stunde über die Lippen der unglücklichen Fürstin gingen.

Seit jener Unterredung verfolgte mich der Haß Brühl's, und die Beweise hiervon lieferte er mir bis an seinen Tod unausgesetzt. Er war fest überzeugt, daß die Kurfürstin im Bunde mit

Dohna und mir zu seinem Verderben sich vereinigt hätten, und bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, ließ er das volle Gewicht seiner Rache auf Dohna fallen. Ich habe schon von dem Enthusiasmus geredet, den Achill sehr unumwunden für den König von Preußen an den Tag legte. In jenem Päckchen, das ich zu übergeben von ihm den Auftrag hatte, fand sich durch eine unerklärliche Nachlässigkeit veranlaßt ein Brief an Friedrich den Zweiten, der jene glühende Begeisterung für die Talente und großen Eigenschaften dieses Fürsten in den stärksten Ausdrücken an den Tag legte. Dieses Schreiben erregte den Zorn des Ministers. Er pikirte sich ein persönlicher Feind des Königs zu sein, und eine solche Sprache im Munde eines Sachsen, und zwar in einem Zeitpunkt, wo ein Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Kurstaaten und dem Königreiche erwartet werden konnte, schien ihm sehr nahe an Verrath zu grenzen. Er bewirkte einen

Verhaftsbefehl gegen den Grafen, und als ein auffallendes Beispiel des allmächtigen Willens dieses Ministers kann es gelten, daß Achill seines Amtes entsetzt auf den Königstein geschickt wurde, ohne daß seine Protestationen gegen diese empörende Willkühr irgend von Wirkung waren. Zwar wurde er nach einer dreimonatlichen Haft wieder auf freien Fuß gesetzt, allein seine Dienstverhältnisse ihm nicht wieder angetragen. Er zog sich auf seine Stammgüter zurück, die er an der Grenze von Schlesien hatte, und lebte lange Jahre in einer philosophischen Abgeschiedenheit und in einem fortgesetzten Briefwechsel mit seinem Ideal eines Helden, dem Könige von Preußen. Er rühmte sich öfters gegen mich diesem großen Helden das Opfer seiner politischen Existenz gebracht zu haben, und dieses Bewußtsein gab seiner Unthätigkeit Würde, seinem Entschluß Beharrlichkeit.

Ich kehrte nach Bamberg zurück, wo ich bis auf wenige Unterbrechungen bis zu jenem Dres-

dener Vertrag blieb, in welchem die Neutralität des Kurfürsten auf drei Jahre von Frankreich mit zwei Millionen erkauft wurde. In diesen fünf Jahren hatten sich die Begebenheiten in rascher Folge gedrängt. Carl VII. Tod und die Wahl Franz Stephan's machten Oestreichs Macht steigen. Die Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr dagegen gehörten zu Friedrich's ersten Siegen, und die Besetzung Dresdens gab ihm den gesicherten Besitz Schlesiens. Sachsen zahlte ungeheure Summen und gewann keinen Fuß breit Landes.

Mein geheimnißvoller Correspondent tritt wieder auf. — Eine seltsame Verwandtschaft.

Du wirst vielleicht glauben, mein Leser, daß ich diese Jahre, die ich an einem geistlichen Hof, fern von dem Schauplatz der Bewegungen zubrachte ebenfalls der philosophischen Beschaulichkeit widmete, aber zu meinem Ruhm oder zu meiner Schande, (du siehst ich lasse dir die Wahl, je nachdem deine eignen Grundsätze dich bestimmen,) habe ich nie jene stolze mit ihrer Unthätigkeit prahlende Abgeschiedenheit eines Weisen nachahmen können. Immerdar hab ich es für mich angemessener gehalten selbst zu handeln, wenn auch oft ohne Einfluß und ohne dabei von jenen für den Ehrgeiz des Mannes so schmeichelhaften Nebenumständen unterstützt zu sein, als einen kalten gerechten Beurtheiler der Thaten Anderer

abzugeben. Liegt hier eine Schmach oder ein Verdienst, so ist beides mehr Frucht meiner Individualität als meiner Gesinnung. — In Dresden selbst konnte ich nichts für mein Vaterland wirken, im Auslande war es mir möglich ihm einige nicht unwesentliche Dienste zu leisten. Meine Fürstin unterrichtete mich durch einen fortgesetzten Briefwechsel, der geheim und sicher geleitet wurde, von jedem Umstand und Vorfall, der von Wichtigkeit war. Noch mehr aber als sie leistete mir jener geheimnißvolle Korresspondent, der in der ersten Abtheilung meiner Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte, treffliche Dienste. Es grenzt ans Wunderbare, wie genau diese mysteriöse Person, die sich vorgesetzt zu haben schien mich auf jedem Tritt und Schritt meiner Lebensbahn zu verfolgen, von allem unterrichtet war, was die Bedrückung und das Unglück des Landes betraf. Und diese gefährlichen Mittheilungen kamen mir immer auf eine unerhört sorglose Weise zu. Ent-

weder fand ich den Brief auf meinem Schreibtische liegend, oder es gab ihn mir ein Bettelknabe, der mich um ein Almosen ansprach, auf der Straße ab. Einen dieser Briefe, weil er am deutlichsten den Ton und die Gesinnung zeigt, in der alle übrigen abgefaßt waren, will ich hier mittheilen:

„Ich werde nie müde werden Ihnen zu wiederholen, daß ich große Hoffnungen auf Sie setze. Ich bin mit Ihnen einverstanden darüber, daß ein offner Schritt damals, als man ihn Ihnen antrug, nicht thunlich war, ohne eine grenzenlose Verwirrung und den gleichsam gewissen Untergang unsrer Parthei nach sich zu ziehen. Im Verborgenen wirken wir besser und einflußreicher. Erschrecken Sie nicht vor dem Worte: „Im Verborgenen.“ Verborgen ist nicht immer im Dunkeln versteckt. Auch die Tugend hat ihre Künste, und die strengste Rechtlichkeit bindet eine Larve vors Gesicht, wenn sie in den Maskensaal tritt

wo alle menschlichen Interessen vermummt herumlaufen. Ich werde fortfahren Ihnen von der Stimmung des Volkes genaue Kenntniß zu geben. Verstehen Sie wohl, des Volkes! Niemand kann das besser als ich, der ich unter den arbeitenden Klassen lebe und ihre Gesinnungen kenne. Es sind ehrliche Leute, und obgleich man fortfährt ihnen ihr bischen Eigenthum zu rauben, bewahren sie doch eine so einfältige Liebe in ihrem Herzen zu ihren Bedrängern, daß es mich rühren würde, wenn irgend etwas in der Welt im Stande wäre einem Auge, wie dem meinigen, Thränen zu entlocken. Dieses Auge ist aber geschaffen immer wach, starr und unverwandt das Gemälde des menschlichen Elends zu betrachten. Unermüdlich wandre ich den blutigen Spuren eines von den giftigen Geschossen der Civilisation getroffenen edlen Wildes nach, und trage wie ein kundiger Jäger den Ort seines Fallens und die Beschaffenheit seiner Todeswunde in mein Tagebuch. Heute,

da ich Ihnen dieses schreibe, habe ich drei entsetzliche Morde in meine Blätter eingetragen, die unter den Augen der Justiz, und selbst von ihr veranlaßt, zum Himmel um Rache schreien. Die Willkühr und die Macht liefern meinem Register fast stündlich jammervolle Belege, die Unwissenheit und der Fanatismus füllen mit ihren Opfern noch immer ganze Seiten in meinem Buche, und schon sind es 20 Jahre, daß ich unausgesetzt das traurige Handwerk treibe Rechnungsführer des Todtenrichters zu sein. Wird es denn nie auf meinen Blättern lichter werden? Wird nie die Sonne durchbrechen durch die Wolken meiner düstern Thatsachen? Diese Thatsachen lasten fast alle auf Ihrem Stande. Die Vortheile der Gesellschaft hat Ihr Stand sich zugeeignet, die Pflichten und Opfer hat es dem Volke überlassen. Viele der Edlen sind verarmt, sie werden es noch mehr werden, und dann wird der Boden, der ihnen nicht mehr gehört, Besitzer finden, die in der

Schule des Unglücks groß gezogen, in Einigkeit zusammenhalten und im Gefühl erlittenen Unrechts ihre frühere Tyrannen die ganze Schärfe und Bitterkeit ihres Hasses werden empfinden lassen. Das Vertrauen, dieses moralische Band der Staaten, wird erschüttert sein, und mit ihm wird der Thron, der Altar seine Festigkeit verlieren. Die junge Generation bereitet sich zu diesem Werke der Gerechtigkeit vor. Die Söhne des Volks sieht man in die Hörsäle der Wissenschaft eilen, ängstlich mit gewissenhaftem Eifer sich die todten angehäuften Schätze zu eigen machen, um sie zu lebendigen Ideen zu verarbeiten. Sie bringen Muth, Entschlossenheit und Ausdauer mit, alles Früchte einer in Armuth und Enthaltsamkeit gereiften Jugend; während der Adel auf seinen Schlössern in Ueppigkeit und Unwissenheit versinkt. Die geistigen Triumphe verdienter Männer sind den Schlachten des Jahrhunderts beizuzählen, ja übertreffen sie oft im Erfolge.

Noch läßt sich manches Uebel gutmachen, noch können unheilbringende Maßregeln rückgängig gemacht werden, vor allen Dingen ist aber ein bewußtes, von übertriebenem Stolz, wie von übertriebener Demuth gleich freies Entgegenkommen der Partheien nöthig. Die Pracht des Hofes, die Verschwendung der Großen darf nicht mehr dicht neben der unsäglichen Armuth des Arbeiters stehen. Dem Bürgerlichen muß es frei stehen sich einen ehrenvollen Rang in der Armee zu erkämpfen; die Pfründen und Präbenden dürfen nicht mehr der Sold sein, den die verwahrloste Kirche den unwürdigsten unter ihren Dienern in den Schoos wirft, sie seien der sauererkämpfte Lohn des Bürgersohnes, der sich kühn der Prüfung einer gelehrten Bildung und eines musterhaften Wandels unterwerfen kann. Die kostbaren Preise der Wissenschaft und Kunst mögen nicht mehr abhängig von der Laune eines Ministers sein. Ein eigner aus der Mitte der Nation erwählter

Gerichtshof entscheide über die Anzahl und die Wahl jener vergänglichen Zierden des Lebens, und dieses geschehe nicht früher als bis für die wahrhaften Bedürfnisse gesorgt ist. Alsdann wird die Pracht das Gehässige verlieren und der Luxus wird, ohne mit Verwünschungen gepaart zu sein, herrschen dürfen. Der Regent mache einen freiwilligen Tausch, er nehme vom Volk einen Theil von dessen Mühen und Entbehrungen, und gebe ihm dafür ein Recht an seine Feste und Genüsse. Das Volk ist dankbar. Es will nur nicht ganz ausgeschlossen sein; der geringste Antheil am Ruhm und der Pracht seines Oberhauptes erfüllt es mit Enthusiasmus, so wie die kleinste Mühe, die der Fürst oder die Begünstigten sich aufladen, hoch angerechnet und dankbar anerkannt wird.

Wenn dieses alles nicht geschieht reizen wir nothwendig die Masse zum Nachdenken. Ein fortwährendes Beharren in einer einseitigen Richtung ruft unerbittlich die Opposition hervor, die je

länger sie zögert zu erscheinen, desto schärfer auftritt. Was ist der Ursprung des Adels? Wenn unsre jungen Männer des Volks die Archive durchsuchen, finden sie daselbst vergelbte Pergamente, auf denen unerhörte und ganz unglaubliche Schandthaten aufgezeichnet sind, sie finden ungerechte Kriege und betrügerische Triumphe. In allen diesen Dokumenten sehen sie mit Staunen die Namen der Edlen prangen, deren stolze Wappenschilder die Wände ihrer Dorfkirche schmücken. Was sollen sie denken? welch ein Gefühl soll sich ihres jugendlichen, in spröder Tugend gebildeten Urtheils bemächtigen? Sie treten aus den Hörsälen heraus und ihr Auge fällt auf jene Burgen, die die Landschaft von der Spitze eines fast unzugänglichen Berges beherrschen. Die anwohnenden Dörfer haben noch die Erinnerung an jene Greuel der Feudalherrschaft, wie sie die Besitzer jener Raubplätze in ungestrafter Willkühr ausübten. Fragen sie nach Namen, auch hier tönen ihnen

dieselben Geschlechter entgegen. Unwillig wenden sie sich hinweg; im Bewußtsein, daß jene Burgen zerstört, überlassen sie sich dem Glauben, daß auch die Gebrechen der früheren Besitzer im Enkel nicht fortgeerbt. Sie treten ins Leben, sie bewerben sich um Aemter und Stellen; wer ist im Besitz der einträglichsten, der ehrenvollsten? Geckenhafte Jünglinge, die da glauben machen wollen sie verständen kein deutsches Wort; Männer, die ihre Ehre in ihre goldne Tabatiere und ihren Tressenhut setzen; Greise, die die Uebel einer vergeudeten Jugend, einen vergifteten Körper und eine verwahrloste Seele, unter dem frommen Talar eines Kirchenfürsten verstecken. Sie fragen von neuem, und wieder sind es dieselben Namen, die jene Pergamente und jene Burgen ihnen nannten. Wo soll da die Ehrfurcht vor dem Adel kommen? Was ist Adel? —

Ich sage nicht, daß das Volk schon zu diesen Resultaten gelangt ist; es ist noch weit davon

entfernt, allein der Weg den es betritt führt sicher dahin, und es hat den Anschein als wolle es jetzt schnell zum Ziele eilen. Es nimmt alle seine Kräfte zusammen, und Ihre Standesgenossen ebnen ihm den Weg, statt ihm unübersteigliche Hindernisse vorzubauen.

Die Gesetze, nach denen ein Staatshaushalt verwaltet wird, sind sehr einfach. Sie bestehen in Mäßigung und Gerechtigkeit. Pflichten und Rechte werden gleichmäßig vertheilt, und wo das Glück einen Stand vor dem andern begünstigt trete Mäßigung ein. Warum will man das allgemeine Wohlwollen, das wir im Verkehr unsern Nächsten schuldig sind, nicht auf die Genossen eines Staatenverbandes ausdehnen? Warum mit Uebermuth Gaben ertrotzen, die nur als Früchte gegenseitiger Milde und Nachsicht ausgegeben werden können? Dieses heißt die Genießenden verhaßt machen, denn die Entbehrenden erscheinen alsdann als ihre Sklaven. Möge der Adel alle seine

stolzen Vorrechte behalten, möge der Herrscher die ungehemmteste Willkühr üben, aber dann gestehe man ein, daß man dieses der Gutherzigkeit des Volks zu danken habe. Ein geheimes Eingeständniß macht große und offenkundige Ungerechtigkeiten wieder gut. Aber man vernachlässige nicht den Boden, wenn er sich ergiebig beweist, man schmiede nicht in Eisen die Hand, die uns ernährt hat, man triumphire nicht roh und unverschämt, wenn man von dem Gute seines Nächsten praßt. Die Idee eines vollkommenen Staats ist nicht ausführbar. Das weiseste Gesetz wird zur Wohlthat oder zum Fluch, je nachdem es ausgeübt wird. Die grausamste Tyrannei ist die, die unter dem Deckmantel der Gesetze herrscht. Milde, Menschlichkeit, Nachsicht, Eingeständniß, Verträglichkeit geben oft einem mit den unzulänglichsten Gesetzen versehenen Staat ein blühendes Leben, während eine Folge strenger Gesetzesformeln nur durch Umgehungen unschädlich gemacht wird.

Dieses beweist, daß die unterdrückten Klassen sehr wohl das Unrecht fühlen, das man ihnen anthut, daß sie es aber noch lange geduldig ertragen wollen, wenn man nicht zum Unrecht noch Hohn und Uebermuth fügt.''

Der sonderbare Ton in diesen Briefen, so wie die Grundsätze, die hier ausgesprochen wurden, waren damals neu und unerhört. Meine Gespräche mit Achill betrafen zwar ähnliche Gegenstände, aber aus einem andern Lichte betrachtet und ohne die Schärfe und Bitterkeit, die mein geheimnißvoller Korrespondent an den Tag legte. Die bewundernswürdige Kenntniß der einzelnen Fälle machten mich immer von neuem staunen. Oft schien es, als wenn kein menschliches Wesen die Feder führte, als schriebe ein Dämon jene düstern prophetischen Wahrheiten nieder, die die Geschichte auf eine grausenerregende Weise zu verwirklichen sich anschickte. Ich theilte der Kurfürstin gewissenhaft mit was ich auf diesem Wege erfuhr, und

eine Menge Ungerechtigkeiten, im Dunkel fortschleichende Gebrechen wurden geheilt und vergütet. Es gelang mir Thatsachen ans Licht zu fördern, die den wachsamsten Augen entgangen waren, und die durch Bestechung oder Trägheit unthätig gemachte Gerechtigkeit zu wecken. Die einzelnen Fälle gehören nicht in den Verlauf dieser Geschichte.

Unterdessen hatte sich der Hof zu Bamberg für mich zu einem angenehmen Schauplatz des Vergnügens umgeschaffen. Der Fürst-Bischof gewann mich lieb und gab mir öffentliche Zeichen seiner Achtung. Er zog mich in die kleinern Kreise seiner Unterhaltung, und oft war ich mit ihm, der Gräfin Appiani und einem Fräulein von Schomberg, einer Gesellschafterin der Gräfin, allein im Schloß. Die Soupé's waren dann von einer ungezwungenen Heiterkeit beseelt. Die Gräfin vergaß ihre Politik, der Bischof seine hypochondrischen Träumereien, und die lustigen Einfälle des Fräuleins machten uns alle zum Lachen.

In unsre Gesellschaft kam öfters ein Sonderling, ein alter Vicomte von Claude-Chasse, der die Frömmigkeit und den Stolz so weit trieb zu behaupten, daß er mit der Jungfrau Maria verwandt sei, und sie deshalb „meine Base“ nannte. Fräulein von Schomberg und er befanden sich in einem ewigen Krieg miteinander, der uns Uebrigen viel Ergötzlichkeit bereitete. Die alte Vicomtesse war von demselben Hochmuth besessen und beide hatten Paris verlassen, weil man ihnen einst in Versailles statt eines Tabourets einen Feldstuhl angewiesen hatte. Der Vicomte unterhielt einen Briefwechsel mit der heiligen Jungfrau, worin er sie in den geringfügigsten Dingen um Rath fragte. Diese Briefe wurden regelmäßig an einen bestimmten Ort in der Kirche niedergelegt, und der alte Briefsteller war nicht wenig entzückt, wenn er eine Antwort fand, nicht ahnend, daß dessen Verfasserin allemal Fräulein von Schomberg war. Der Bischof nahm an diesen Thorheiten ein Aer-

gerniß und erklärte, daß sie nicht zu weit getrieben werden dürften, aber die Gräfin fand in ihnen eine Quelle unerschöpflicher Lust, und trieb mich und das Fräulein immer von neuem an ausschweifende Späßchen zu ersinnen. Eines Abends erschien der Vicomte in übler Laune, beantwortete alle unsre Fragen sehr kurz, machte selbst keine, und wollte sich vor dem Nachtessen entfernen. Man fragte ihn um den Grund dieses auffallenden Betragens, und er erwiederte, daß er seit zwei Nächten nicht habe schlafen können, weil ein heftiges Zahnweh ihn plage. Es wurden ihm sogleich einige Mittel vorgeschlagen um den Schmerz zu vertreiben, er behauptete jedoch sie schon alle ohne Erfolg angewendet zu haben. „So wenden Sie sich an Ihre Cousine!“ rief die Gräfin. — „Rathen Sie mir im Ernst dazu?“ fragte der Alte. „Ich fürchte der Gegenstand ist etwas zu frivol. Ich fragte sie schon neulich um Rath, ob ich mir eine neue sehr kostbare Perürcke an-

schaffen sollte, und sie hat mich darauf ohne Antwort gelassen.“ — „Ah, das ist etwas anderes,“ bemerkte Fräulein Schomberg sehr ernsthaft. „Eine Perrücke gehört zu den eiteln Gegenständen des Putzes, aber ein Zahn? Wer wagte zu behaupten, daß dieses ein entbehrlicher Luxusartikel sei?“ — „Und er ist noch dazu der einzige, den ich übrig habe,“ klagte der Vicomte. „Wenn ich ihn ausreißen lasse bin ich von allen Zähnen entblößt.“ — „Also um so mehr;“ rief das Fräulein. „Der Gegenstand ist wichtig. Ich würde mich in Ihrer Stelle hinsetzen und in den unterwürfigsten Ausdrücken die Himmelskönigin ersuchen, mir spätestens in einer Stunde über die Frage Auskunft zu geben, ob ich den Zahn ausreißen lassen soll oder nicht.“ — „Wo denken Sie hin?“ entgegnete er bestürzt. „In einer Stunde soll die Antwort schon da sein? Nein, mein Engel, eine solche Schnelligkeit im Antworten ist ganz ohne Beispiel. Ich versichere Sie,

als Madame la Vicomtesse vor einem Jahre die unerhört starke Kolik hatte, und ich mich darüber an meine Base wandte, kam die Antwort, daß sie warme Umschläge über den Unterleib brauchen sollte, erst nach drei Wochen, grade so lange wie mein Beichtvater abwesend war.“ — „Ich verspreche Ihnen aber,“ sagte das Fräulein ungeduldig, „daß Sie um eine Stunde die Antwort haben sollen.“ — Der Vicomte lachte höhnisch: „Sie versprechen, Dame; entschuldigen Sie meine Heiterkeit, allein dieses Versprechen erscheint mir spaßhaft. Darf ich fragen wie alt Ihre Familie ist?“ — „Ein Ahnherr von mir kämpfte in der Schlacht bei Ronceval.“ — „Bagatelle; um einen solchen Ahnherrn bücke ich mich nicht ihn aufzuheben, und wenn er mir vor den Füßen läge. Da ist der meinige ein paar Sous mehr werth, denn er saß bei der Hochzeit zu Cana mit zu Tische. Wie nun, Dame?“ — Die Gräfin und das Fräulein unterdrückten ihr

Gelächter unter den vorgehaltenen Schnupftüchern. Ich war über den Grad von Narrheit erstaunt, der in diesem alten Individuum steckte. Es wurde nun ausgemacht, daß er an die heilige Jungfrau schreiben müsse, und gleich nach seiner Entfernung setzten sich die beiden Frauen hin um eine Antwort zu stilisiren, die ich an den bestimmten Ort hintragen sollte. Diese Antwort war ein Meisterstück des mystischen Mönchstils, vermischt mit altmodiger französischer Artigkeit, wie sich die vornehmen Herrn und Damen zur Zeit Ludwig des Vierzehnten einander schrieben oder von ihren Sekretairen und Beichtvätern schreiben ließen. Ich war kaum in der Kirche angelangt, als ich gleich darauf den Vicomte eintreten sah, mit einer kleinen Blendlaterne bewaffnet, und sich vorsichtig dem Bilde seiner himmlischen Base nähernd. Er machte drei tiefe Verbeugungen und legte darauf auf den Knieen liegend sein Schreiben zu den Füßen des Bildes; war aber höchlichst erstaunt

dort schon ein zusammengefaltetes Papier liegen zu sehen. Er nahm es, eröffnete es und las mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude und des ungemessensten Stolzes die Antwort auf seine eben hingelegte Frage.

Am andern Morgen als ich den Frauen den Auftritt in der Kirche geschildert hatte, erschien der Vicomte selbst und wurde sogleich gefragt wie sich die Angelegenheit mit dem Zahn gestaltet habe. Er war noch so erfüllt von dem Wunder, daß wir ihm Zeit lassen mußten über den ganzen Vorfall erst recht zur Besinnung zu kommen, dann zog er triumphirend den Brief hervor und zeigte ihn uns aus der Ferne, ohne ihn lesen zu lassen, denn das hielt er für eine Entheiligung der verwandtschaftlichen Correspondenz. „Stellen Sie sich vor, Madame,“ sagte er zur Gräfin; „diesesmal hab ich nicht eine Stunde warten dürfen, ich fand die Antwort auf meine unterthänigste Anfrage schon daliegend.“ —

„Das finde ich sehr natürlich,“ entgegnete die Gräfin. „Die heiligste Jungfrau wußte, ehe Sie ihr schrieben, um was es sich handelte, und wollte Ihnen ein Zeichen ihrer besondern Gunst geben, indem sie nicht erst Ihren Brief abwartete.“ — Der Vicomte nickte beifällig mit dem Kopf. — „Und worin besteht ihr Rath?“ fragte das Fräulein. — „Hier kommt erst das wahre Wunder,“ entgegnete er mit großem Nachdruck in Stimme und Miene. „Ich begreife nicht wie meine Base wissen kann, daß ich noch einen Zahn, außer dem in Rede stehenden, im Munde habe. Aber wahr ist's, ich habe noch einen. Er ist nur Fragment, und brach vor sechs Jahren ab, als ich bei dem Herzog von Chartres soupirte und im Pflaumenmus nachlässigerweise ein Kern zurückgelassen worden war. Dies ist eine Thatsache, die ich aber so viel ich weis Niemandem erzählt habe. Erstens schon deshalb weil die Sache bei einem Soupé des Herzogs von Chartres,

also eines Prinzen von Geblüt passirte, was leicht, wenn ich daraus eine Historiette gemacht, meine Gesinnungen für seine Majestät den König hätte verdächtigen können, zweitens weil ich vor sechs Jahren noch eine kleine Liebelei mit der Düchesse d'Armeil unterhielt, und man in der Regel seiner Geliebten wohl von gebrochenen Herzen aber nicht von gebrochenen Zähnen vorerzählt. Sie sehen, die Sache war also ein Misterium. Jetzt erzählt mir meine Base davon und giebt mir den Rath, daß ich den ersten Zahn entfernen lassen soll, da ich doch noch den zweiten hätte. Zu viel Güte, zu viel Gnade! — Ich habe sogleich zweien Klöstern, wo ich mich als Patron habe anschreiben lassen, beträchtliche Gaben geschickt, und will den ausgerissenen Zahn in Gold eingefaßt ins Kleinodienkästchen meiner Base liefern lassen.“ — „Nicht mehr wie billig,“ entgegnete die Gräfin. „Und ich werde besorgen, daß man in dem Verzeichniß des Schatzes eintrage: wahr=

hafter Zahn eines Vicomte von Claude-Chasse, der die Ehre hat mit der gebenedeiten Jungfrau verwandt zu sein.“

Alles das wurde ausgeführt und Niemandem fiel es ein darin etwas ganz Ungewöhnliches zu sehn. Es lag im Charakter der Zeit. Meine Erziehung und der Religionsunterricht als Protestant, den ich genossen, machten, daß ich über diese und ähnliche Vorfälle mich anfangs gar nicht wieder zufrieden geben konnte, allein ich sah deren später so viele, daß die Neuheit dieser Seltsamkeiten verloren ging. Man glaubte in der Gesellschaft an die ausschweifendsten Legenden und Wunder, und nicht allein ein paar hiperbigotte Frauen thaten das, sondern Männer, denen man in ihrem weltlichen Verkehr keine Spur dieses phantastischen Fanatismus anmerkte. Neben arger Frivolität stand eine Ueberschwenglichkeit im Gebrauch kirchlicher Formen. Ich hätte es den beiden schalkhaften Spötterinnen nicht rathen mögen ihre Mi-

stifikation laut werden zu lassen, es hätte in dem orthodoxen Bamberg den allerärgsten Skandal erregt. Bei Scherzen dieser Art mußte man sehr vorsichtig zu Werke gehn, und es gehörte ein so starker Geist dazu, wie ihn die Gräfin besaß, und eine so über alle Grenzen hinaus treibende Spottsucht, wie er in den niedlichen Körper ihrer reizenden Gesellschafterin gebannt war, um im Namen der heiligen Jungfrau Briefe zu schreiben, und noch dazu über solche Gegenstände. Man bedenke, daß zu derselben Zeit zwei Mönchsorden mit einander prozessirten, wer von ihnen den ächten Schwamm besäße, der mit Essig getränkt dem sterbenden Erlöser hingereicht wurde, und daß Kardinäle und Bischöfe sich in diesen Streit mischten und die Fakultäten Gutachten darüber einsenden mußten.

Die Gesellschaft der lustigen Eremiten. — Einige Züge zur Sittenschilderung der geistlichen Höfe.

Noch muß ich bei meinen Bamberger Erinnerungen eines jungen Mannes Erwähnung thun, der sich mir mit enthusiastischer Regung anschloß. Es war dieses ein Graf Schönborn, ein Verwandter des Bischofs. Der Letztere bat mich einen wohlthätigen Einfluß auf diesen lebhaften und zu allen Arten von Excessen geneigten Jüngling auszuüben; ich versprach es. Mein junger Freund war Zögling eines Jesuiten-Collegiums, und später ist er zu dieser Verbrüderung übergegangen und hat eben so ausgelassen den Fanatiker gespielt, als früher den Libertin. Bei einem Gespräch, das ich einst mit ihm über das Spiel und dessen zerstörende Folgen hatte, zeigte ich ihm meinen Orden vom Senfkorn, den ich gewissenhaft noch

immer auf der Brust trug, und machte ihn willig sich in diese sehr ehrenwerthe Verpflichtung mit aufnehmen zu lassen, allein die Correspondenz, um die gehörigen Papiere zu erhalten, ging so langsam, daß der Eifer bei meinem jungen Freund darüber erlosch und ich Bamberg verließ. Er zeigte mir bei dieser Gelegenheit zwei andre Orden, deren Tendenz sehr von dem des meinigen verschieden war, und die einen Beweis liefern, wie jene Zeit zu allen möglichen geheimen und öffentlichen Verbrüderungen hinneigte. Es war da der Orden „der lustigen Eremiten", deren Statuten auf die Begründung eines sehr ungezwungenen Verkehrs mit den Frauen hinwirkten, und „die Brüder des rothen Strumpfbandes", das einen noch frivolern Zweck hatte, indem die Mitglieder dieser edlen Sippschaft die Strumpfbänder ihrer Geliebten sammelten, und wer davon eine gewisse Zahl beisammen hatte, vom Oberhaupte ein rothes Band erhielt, das zwar öffentlich aber doch dabei

für den Ungeweihten unkenntlich getragen wurde. Die Erziehung bei den Jesuiten hatte meinem jungen Freunde eine Kunst zu schmeicheln und sich beliebt zu machen beigebracht, die diese schlauen Väter als unentbehrlich für das Fortkommen in der großen Welt betrachteten, die aber die Grundlage eines Charakters nicht selten zerstörte. Da ich fast täglich Zutritt ins Kollegium hatte, that ich einen Blick in die Zwecke und Einrichtungen dieser so merkwürdigen Gesellschaft. Ich konnte ihr trotz der Stimmen, die sich schon damals feindselig gegen sie erhoben, meine Achtung nicht versagen, denn man hat schon viel gewonnen, wenn man sich seines Zweckes bewußt ist. Die für einen Staat wie für ein Individuum unheilbringendste Intelligenz ist die Mischung großer Eigenschaften mit kleinen Zwecken, die Halbheit im Handeln und in der Gesinnung, das ewige Schwanken zwischen öffentlicher Meinung und eigenem Gutachten. Wenn die Protestanten eine

weltlich-geistliche Verbrüderung der Art hätten, die Kirche und der Staat ständen sicherer und wären nicht so sehr dem politischen wie religiösen Sektirergeiste unterworfen.

Die Zeichen von Gewogenheit, die ich von der Nichte des Bischofs erhielt, wurden immer in die Augen fallender. Dagegen ging Fräulein Schombergs munterer Charakter, je länger wir beisammen blieben, in offenbaren Trübsinn über. Ihre muthwilligen Einfälle verschwanden ganz, und wir wurden an ihr einen Trieb gewahr sich von der Gesellschaft zu entfernen, um ungestört in ihrem einsamen Zimmer oder auf einem Spaziergange ihren Meditationen nachzuhängen. Der Bischof machte zuerst darauf aufmerksam, und da er glaubte geistliche Skrupel beschäftigten das Gemüth dieser jungen Dame, drang er in sie ihm ihren Kummer zu entdecken; allein er erfuhr nichts. Ein Zufall ließ mich das Geheimniß errathen, das eben so überraschend als betrübend für mich war.

Eines Nachmittags spielten wir Volant in dem großen Saal des Schlosses. Die Gräfin, die in diesem Spiel Meisterin war, forderte mich zu einer Parthie auf, und wir ergriffen beide die Schläger. Der Vogel wurde einigemal glücklich hin und her geworfen, plötzlich, durch eine Unachtsamkeit von meiner Seite, flog er mir ans Auge, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß wenig fehlte, so wäre ich besinnungslos zu Boden gestürzt. Fräulein von Schomberg, die in einer Ecke des Saals am Stickrahmen saß, stürzte als sie mich bluten und wanken sah mit einem wilden Schrei auf mich los, riß ihren kleinen Schleier, den damals die Frauen bei Hofe trugen, ab, und wollte meine Wunde verbinden, fiel aber selbst ehe sie dieses bewerkstelligen konnte ohnmächtig zu meinen Füßen nieder. Der Vorfall setzte uns alle in Erstaunen; eine Leidenschaftlichkeit so starker Art hatten wir an unserer jungen Freundin noch nie bemerkt. Man trug sie ins Bett, wo sie, als sie aus der

Bewußtlosigkeit erwachte, in ein Fieber fiel, und einige Tage zwischen Tod und Leben schwebte. Die Gräfin, die sie pflegte, erfuhr in den Fieberausbrüchen das Geheimniß ihres Kummers, und dieser bestand in einer ausschweifenden Liebe, deren Gegenstand ich war. Kein Mißgeschick hätte mich härter treffen können. Ich vergoß Thränen und machte mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich durch irgend eine Unbedachtsamkeit in meinem Betragen vielleicht dieser unglücklichen Leidenschaft den Ursprung gegeben, ich marterte mich indem ich immer wieder mein Betragen gegen das Fräulein von Schomberg bis in die geringsten Umstände hinein prüfte, allein ich entdeckte nichts sträfliches von meiner Seite. Ich hatte in frühern Zeiten ihre gute Laune getheilt, zu allen ihren muthwilligen Streichen willig die Hand geboten und dieses um so bereitwilliger gethan, da mir im Charakter dieses geistvollen heitern Mädchens nichts weniger als Grübelei und Sentimentalität zu lie-

gen schien. Seit Maria für mich verloren war, hatte ich es aufgegeben an ein Glück bei Frauen zu denken; ich erschien mir in meinem Ernst und meiner Theilnahmlosigkeit so unliebenswürdig, daß ich nicht von ferne daran dachte, daß man mich zum Gegenstand einer so aufrichtigen und lebhaften Neigung erwählen könnte, wie es hier geschah.

Um mich, so viel es in meinen Kräften lag, von dem Vorwurf zu befreien, diese unglückliche Leidenschaft zu begünstigen, entfernte ich mich auf einige Zeit aus Bamberg, und benutzte hierzu einen Auftrag des Bischofs, der mich freundschaftlich ersuchte bei dem Fürst-Bischof von Trier eine wichtige Angelegenheit durchzusetzen. Da mir von Dresden aus die Zustimmung und dazu noch einige andere Aufträge gegeben wurden, reiste ich unverzüglich ab, und langte in wenigen Tagen in Coblenz an, wo sich der Hof damals aufhielt. Ich lernte jetzt einen zweiten geistlichen Hof kennen, er war sehr verschieden von dem, welchen ich eben ver-

lassen. Der Fürst-Bischof von Trier war ein Fürst aus einer österreichischen Familie, die mit großen Reichthümern große Ansprüche verband. Der Prinz Clemens war in dem Luxus und in den Wollüsten der größten Höfe Europa's erwachsen. Seine Jugend fiel in die französische Regentschaft, und er hatte die zügellosen Sitten, die an einem Hofe herrschten, wo ein Dubois regierte und eine Anzahl schamloser Weiber das Scepter lenkten, mit nach Deutschland gebracht. Diese Ausgelassenheit wurde aber von dem Prinzen unter die elegantesten Formen versteckt. Man sah seinem geistreichen Gesichte keine Spur der Freimüthigkeit und der Scherze an, die im Gefolge der nächtlichen Orgien sich seinem Charakter und Geschmack angeheftet hatten. Nie sah ich das achtzehnte Jahrhundert so verderbt und so liebenswürdig auftreten als in der Person dieses geistlichen Fürsten. Die Künste blühten an seinem Hofe, er zählte die besten Sänger in seiner Ka-

pelle, die verdientesten Künstler in seinen Akademien. Die Resultate waren erstaunenswerth. Er wetteiferte im Glanz mit dem Herzog von Pfalzzweibrücken und dem Kurfürsten von Baiern. Sein Pallast in Coblenz enthielt die kostbarsten Sammlungen, die raffinirtesten Produkte des Luxus waren angehäuft und der Raum unermeßlicher Säle schien für diese Reichthümer nicht auszureichen. Es gab in diesem Pallast Kabinette, in denen eine orientalische Weichlichkeit herrschte, und von denen man nur hätte wünschen mögen, daß sie einem Schüler des Epikur statt einem Diener der Kirche angehören möchten. Ebenso leiteten die versteckten Corridore, die mit trüben Alabasterlampen beleuchteten Gänge die Phantasie auf Irrwege, die weit ab von der Schwelle eines christlichen Tempels führten. Allein Niemandem fiel es ein diese Pracht tadelnswerth zu finden. Des Bischofs Land war reich, seine Einwohner klagten nicht, der Hof unterstützte die einheimi-

schen Fabriken, und nirgends im Reich hörte man weniger über Elend schreien als in den Staaten dieses Fürsten. Der Nuntius, von Rom kommend, besuchte unwillig und flüchtig die ärmern Patriarchensitze, er durcheilte den Norden Deutschlands, um in dessen Süden sich desto länger zu verweilen. Hier, wußte er, erwarteten ihn die paradiesischen Stimmen seiner Heimath, hier konnte er bequem in einem geschmackvollen Fauteuil sitzend und den Wein von Syrakus schlürfend, die Triller seiner Lieblinge in einem prächtigen, von tausend Lüstren erleuchteten Opernsaale vernehmen, während er bei jenen pflichtgetreuen Priestern die ganze herbe Litanei der Klagen über menschliches Elend und die gesunkene Macht der Geistlichkeit mit unterdrücktem Gähnen anhören mußte. Hier tanzten indische Bayaderen in ihren verführerischen Schleiern von rosenrother Gaze vor den Blicken Ihrer Eminenz, während dort ein Zug hungriger Bauern ihm ein ekelhaf-

tes Willkommen bot und eine verstimmte Orgel sein kunstgeübtes Ohr in der Kirche durch ihre Mißgriffe marterte. Was Wunder, wenn Ihre Eminenz dieses geschmeichelte Ohr, dieses geliebkoste Auge wegwendete und zuschloß, wenn Dinge berichtet wurden, die an diesen volüptiösen Höfen vorfielen, und die nicht ganz mit den Vorschriften des heiligen Petrus zusammenstimmten.

Da der Bischof ambitionirte seinerseits zu einer Vereinigung der Interessen Oestreichs und Sachsens gegen Preußen wesentlich beizutragen, so war mein Empfang ein so festlicher, als wenn ich gekommen wäre einen günstigen ersehnten Friedensschluß abzumachen. Eine Festtafel wurde mir zu Ehren angeordnet, und der Fürst selbst führte mich in den Saal, während er die rechte Hand ausgestreckt hielt und ich der Etikette gemäß ihn an der Spitzenmanchette fassen mußte. Eine Begleitung von Hofschargen, die kein Ende nahm, eröffnete und schloß den Zug unseres Eintritts

in den Bankettsaal, der mit Gemälden von Rubens geschmückt war und von Gold und Farben schimmerte. Ich erhielt einen Platz zur Rechten des Fürsten, während der Gesandte eines bedeutenderen Hofes den zweiten Rang nach mir einnahm. Während der Tafel, wo kein Wort über Politik gesprochen wurde, unterhielt sich der Fürst mit mir über die Sonnette Petrarca's, deren er einige mit dem schmachtenden Ausdruck eines liebesiechen Mädchens deklamirte, während von der Gallerie herab die Melodieen Cimarosa's und Lulli's in den weichesten Flötenakkorden niederglitten. Es waren Frauen bei Tafel und darunter ein paar Französinnen, die mich durch ihre Schönheit frappirten. Dennoch galt eine Gräfin de Luc, eine geborne Deutsche, für des Prinzen Favorite. Sie war nicht gegenwärtig, und ich erhielt die Weisung mich bei ihr zu melden fast in den nämlichen Formen, wie man einer regierenden Fürstin den Hof macht. Die Gräfin de Luc be-

wohnte einen Sommerpallast am Rhein gelegen, und zweimal die Woche versammelte sich der ganze Bischöfliche Hof in den schönen Gärten dieses Paphos, wo in der That die Liebesgötter ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schienen. Nie war die Residenz einer Favorite prachtvoller und wollüstiger. Alles was die Künste Schmeichelndes, die Wissenschaften Erhabenes, das Leben Bequemes und Ergötzliches haben, war hier auf den Spielraum von weniger als einer Stunde Weges ausgeschüttet. Der Pallast enthielt im Kleinen alles was eine Sultanin des Orients wünschen konnte, der Garten war mit den Wasserkünsten Versaille's geschmückt, und eine ausgesuchte Bibliothek zeugte von dem europäischen Gedanken- und Gefühlsluxus, der, indem er einer Favorite des Sultans ewig fern bleibt, der Geliebten eines geistlichen Fürsten zu gute kommt.

Am Hofe zu Bamberg hatte die Politik geherrscht, hier schien die Galantrie und die Pracht

der Künste ihren Scepter zu schwingen. Ein leichtsinniger Hof voll schwarzer Abbé's und in Flor gewickelter junger Wittwen schien sich einer gedankenlosen Freude hinzugeben, und doch war unter diesen Formen die Politik des achtzehnten Jahrhunderts am liebsten versteckt. Der Fürst empfing Depeschen, er arbeitete in seinem Kabinette, während man ihn mit dem Hofjuwelier über ein neues Halsgeschmeide für die Gräfin de Luc in Deliberationen versenkt glaubte; er schien mit einem Domdechanten über eine neue geistliche Dekoration zu streiten, und ließ sich von seinem Spion die politischen Details der Kabinette von Berlin und Dresden berichten, man glaubte ihn der Abtissin eines reichsunmittelbaren Stiftes Artigkeiten über den Wurf ihres Schleiers und ihre frische Farbe sagen zu hören, und er zischelte ihr Instruktionen zu, wie sie durch eine ihrer hübschesten Pensionärinnen auf einen der Würdenträger des heiligen römischen Reiches wirken könne.

Alles an diesem Hofe war aus halben Worten zusammengesetzt; nie war ein Lächeln, ein Blick ohne Commentar verständlich, und da man gewohnt war, daß die ernsthaftesten Erörterungen sich in die buntesten Farben kleideten, so suchte man in jedem Ballet die Analyse eines politischen Vertrages. Dieses kümmerte jedoch die völlig Sorglosen nicht. Wer sich ohne Rückhalt dem Vergnügen hingeben wollte that es und fand Beifall. Nur der Fürst und seine nächsten Umgebungen liebten es, sich unaufhörlich mit Räthseln zu umspinnen und den Geist der Intrigue athemlos zu hetzen, oft nur um eine Nußschaale aus dem Wasser zu ziehen. Gewiß ist's, daß diese Maxime wenn auch nicht zur Moral doch zum Vergnügen führt. Ein kleiner Hof an dem der Anstand und die Ernsthaftigkeit das Scepter führt erlahmt bald und verliert den Gebrauch seiner Kräfte. Die Interessen, die die Rechtlichkeit und die Tugend geben, sind bald erschöpft und eine gewisse Bieder-

keit der Gesinnung verträgt sich mit nichts schlechter als mit der Grandezza eines kleinen Hofes. Um nicht zu vertraut zu werden muß man für eine Aufrichtigkeit sechs Falschheiten in Bereitschaft halten, und immerwährend muß die Miene auf dem Antlitz wechseln, wenn auch kein edleres Motiv dazu da ist, als das Verlangen dem Auge ein angenehmes Spiel veränderter Formen darzubieten. Die Tugend ist immer anspruchslos, die Geduld ist ewig milde und die Festigkeit verändert nie eine Muskel, allein diese erhabenen Eigenschaften in den geräuschvollen Kreis der Gesellschaft gebracht, würden ihre Würde einbüßen, und für Apathie, Indifferentismus und sorglose Trägheit gelten. Die Schminke der Leidenschaft muß oft die Wange des redlichen Mannes überziehen, aus keinem anderen Grunde, als um die Zeichnung, die die Philosophie und die Tugend zu einfarbig angelegt, mit bunten Lichtern zu erhöhen. Es ist nicht drum die Folge, daß eine Unwahrheit auf der Wange mit

einer Unwahrheit im Herzen correspondire; der Firniß der geselligen Schwächen, Uebertreibungen und Heucheleien wird nur in dünner Lage aufgetragen; er durchzieht nicht den Kern des Holzes, und daher bleibt dieser gesund. Die Gesellschaft ist in der Regel verschrieen wegen ihrer Laster, aber wüßte man wie unschuldig dieses Maskenspiel ist, man würde ihm nicht zürnen. Der Einsiedler in der Stille seiner Klause kann sich in der ganzen Strenge seiner anachoretischen Tugend gehen lassen; diese Tugend tritt Niemandem in den Weg, sie wird Niemandem zum Vorwurf; der Mann in der Gesellschaft muß diese Tugend verstecken, um sie ungestraft auszuüben. Er darf nichts so sehr scheuen als die Anmaßung besser sein zu wollen als seine Umgebung. Immer muß er die Miene annehmen als sähe er sich von lauter Mustern umringt, als wäre er in einem maßlosen Erstaunen begriffen über die Vollkommenheiten, die die Gesellschaft vor seinen Augen zur Schau

stellt. Dieses Erstaunen zeigt sich in einer ewigen schmeichelhaften Aufmerksamkeit auf die Handlungen und Reden Anderer, und wenn er auch jede Faser am Rocke seines Nachbars kennt, so muß er sich stellen als wenn er diesen Rock zum ersten Mal sähe. So viel Falschheit wird nicht ohne Opfer erkauft, aber diese Opfer gehen den Menschen nichts an, sie bezahlt die Puppe, die geputzte, geschminkte, mit Redensarten, Scheintugenden und Scheinlastern behängte Puppe. Wie wäre es denn sonst möglich eine Stunde nur in der Gesellschaft auszuharren, wenn man stets mit seiner Person bezahlte? Wenn man eine wirkliche Empfindung des Herzens, einen wahren originellen Gedanken des Kopfes in die Falten einer seidnen Tapete fallen ließe, oder unter den Marken eines Spieltisches mischte? Niemand verlangt oder erwartet auch das. Alle diese interessanten Neulinge sind innerlich abgelebte Greise, diese frischen unerfahrenen Herzen sind in Wahrheit kalt, streng

und voll Mißtrauen. Sie hüten die keusche Glut ihrer wahren Empfindung desto sorgfältiger, je leichtsinniger sie die gemalten Flammen vertheilen. Wollte man ihnen eine ungeheuchelte Gunst abjagen, könnte man jahrelang werben, aber scheinbar löst eine Stunde bei einem guten Souper alle Siegel von ihren Herzen. Man hat die Genüsse der Aufrichtigkeit ohne die Lasten des wahren Vertrauens tragen zu müssen; man spielt mit dem Zauber der Liebe ohne die Beschwerlichkeit der Treue zu fürchten, und dem Ausspruche eines geistvollen Gedankens geht nicht die trockne Anstrengung philosophischen Grübelns vorher; denn man borgt den Geist eben so wie die Farbe der Gesundheit. Eine vollkommene Gesellschaft ist das Bild aller Tugenden, erkünstelt durch Laster.

Das Bild, wie ich es hier von der Gesellschaft entworfen habe, ist in keinem Zuge übertrieben. Den Gesetzen zufolge, nach denen sich ein so seltsames Institut bildet, als das Zusammenleben

innerhalb der Grenzen der feinsten Civilisation, ist jede Gesellschaft der andern ähnlich. Die Sitten der einzelnen Jahrhunderte können eine besondere Färbung, aber keine Umgestaltung der Stoffe mit sich führen. Ich gebe jedoch zu, daß grade die Zeit, die ich erlebte, und die ich hier beschreibe, den Kulminationspunkt bildet in dem was man die äußerste Verfeinerung der Formen nennen kann. Die Affektation hatte die höchste Staffel erreicht, die Wahrheit, jede Art derselben, war so gänzlich aus dem geselligen Umgange verschwunden, daß auch das geübteste Auge nicht mehr den Grund einer Lüge entdeckte, denn man wollte nicht zugeben, daß blos aus Lust zur Lüge die Wahrheit verdrängt war. Man setzte das Schauspiel selbst hinter den Coulissen fort, und dieses ist wahrlich unnöthig, denn die besten Schauspieler müssen Augenblicke haben, wo sie sich einander ins Gesicht lachen über den Pathos ihrer Rolle, über die Flitter ihres geborgten Anzugs.

Man muß Zeit haben einander zu gestehen, daß man noch gesunde Gliedmaßen habe, und daß dieser Panzer oder jene Toga uns nicht so arg eingeschnürt haben, daß wir keinen freien Schritt mehr thun können. Wo diese Momente der Erhebung des Künstlers über sein Werk wegfallen, trägt alles zu sehr den Anstrich eines peinlichen Ernstes, als daß ein vernünftiger Mann sich lange diesen Gesetzen zu unterwerfen Lust hätte; er kehrt zu seinen Gewohnheiten, zu der Wahrheit und der Tugend zurück, und je mehr er Talente und Gaben mitbrachte, desto empfindlicher für die Gesellschaft wird sein Verlust. Ich fürchte daß die Reaktion nicht ferne ist, und daß man bald die Barbarei und die äußerste an Rohheit grenzende Aufrichtigkeit diesem feinen Spiel ununterbrochener Lügen wird folgen sehn.

Diese Betrachtungen liegen nicht außerhalb dem Kreise dieser Erzählung. Es kommt hier nicht so viel darauf an, Begebenheiten zu häufen als

Sitten zu schildern. Da ich mich als Hauptperson hingestellt habe, darf ich nicht den Verdacht erwecken, als wenn meine Schicksale das einzige Ziel der Aufmerksamkeit meines gefälligen Lesers sein sollten, das Jahrhundert in seinen Eigenthümlichkeiten in Leben und Meinung sind ein weit würdigerer Gegenstand, und nur um diesen ins gehörige Licht zu stellen nehme ich meine Erlebnisse zu Hülfe.

Meine diplomatischen Verhandlungen mit dem Fürsten wurden durch die nicht endende Reihefolge der Feste unterbrochen und immer wieder weiter hinausgeschoben. Anfänglich beschäftigte eine große kirchliche Ceremonie die Residenz und die ganze Umgegend, ja fast ganz Deutschland nahm daran Theil. Eine ungeheure Masse Wallfahrer bedeckten beide Ufer des Rheins; von allen Seiten sah man Gnadenbilder herbeitragen und hörte den Gesang der Pilger. Coblenz und die Umgegend glich einem unermeßlichen Feldlager, nur mit dem

Unterschied, daß statt der Waffen Blumenkränze die Zelte schmückten, und statt des Schalls der Trommel die Litaneien in die Lüfte stiegen. Der Fürst las an dem Hauptfesttage in einem prächtigen Ornat die Messe. Alle Kurfürsten des Reichs umgaben in Person oder in ihren Abgesandten den Chor der Kirche. Es war ein Gewühl geistlicher und weltlicher Fürsten. Man sah die langen violetten Schleppen der italienischen Bischöfe neben den schwarzen spitzengarnirten Chorgewändern der deutschen Stifte, die rothen Togen der Kardinäle neben dem Hermelin der Palatine. Die Gallerien füllten Damen, unter denen Aebtissinnen sich zeigten mit Brillanten geschmückt und in schwarzem Flor, während die Schönheit der jugendlichen Fürstinnen Deutschlands sich in die eitlen Gewänder ihrer irdischen Größe hüllte und mit jenen frommen Frauen in der gewählten Koketterie des Putzes wetteiferte. Die Hallen der Kirche tönten vom Schall der Posaunen wieder,

Weihrauchdüfte wirbelten empor, und mitten in dieser misteriösen Atmosphäre sah man den Fürsten erscheinen und mit einer graziösen Beugung am Altar niedersinken. Unterdessen verkündeten Trompetenfanfaren den Beginn des ambrosianischen Lobgesangs, dem eine der herrlichsten Hymnen Paläſtrina's folgte.

Nie hab' ich die Pracht und Würde des kirchlichen Gesanges in dieser Vollkommenheit erlebt. Es war ein Sturm der Empfindung, ein Wirbel der Töne, der alles mit sich fortriß. Kein Herz konnte sich diesem Einflusse entrücken. Der Boden der Kirche, der mit Knieenden bedeckt war, glich einem Aehrenfeld, wo alle Halme sich dem Sturmgange eines Gewitters gebeugt haben. Mitten in diesen Streit der Stimmen klang wie die Sprache der Engel ein himmlisches Solo hinein, das den Schrecken milderte und den gepreßten Busen erleichterte, dann fielen wieder alle Instrumente ein, und ein tausendstimmiges Halleluja beschloß

die erhabene Feier. Der Zug ging aus der Kirche hervor und durch die Stadt bis an den bischöflichen Pallast, der dicht am Rheine liegt. Welch ein Gemälde, diese prunkenden Gestalten, diese wehenden Fahnen und schimmernden Kreuze im ruhigen Spiegel des Stromes wiederscheinen zu sehen. Ein heiterer Himmel breitete sich über eine blühende Erde, und verlieh dadurch diesem festlichen Gedränge eine Würde und Anmuth, die die Hallen selbst des größten Tempels ihr nicht hätten geben können.

Gegen Abend nahm dieses Fest einen weltlichen Charakter an. Die erleuchteten Säle des Pallastes erglänzten von Kostümen, denen bis auf wenige Abzeichen alles Geistliche abgestreift war. Die Schleppe war verschwunden und blos der violette Strumpf geblieben, der ein schönes Bein hervorhob; ein Ordensband flatterte und ein Stern glänzte, wo wenige Stunden vorher das einfache Zeichen des Kreuzes auf der Brust geruht

hatte. Die Paare der Menuet stellten sich zusammen, und eine junge Grazie, eine Prinzessin von Pfalzzweibrücken, unbestritten die Königin dieses Abends, führte an der Hand eines Chevaliers de Malthe den Reihen an. Eine Atmosphäre von Ambra fluthete diesem Paare nach und war gleichsam der Strom, in dem die nachfolgenden Federbüsche wie silberne Schwäne schwankten. Ich führte die Gräfin de Luc, und diese prächtige Gestalt schwankte neben mir in der Fülle eines so erstaunenswürdigen Reifrocks, daß der Schnitt dieses himmlischen Gewandes einer neidischen Pariserin, die uns auf dem Fuße folgte, Vapeurs zuzog. Ich brachte meine Göttin mit all der koketten Zierlichkeit, die ich mir auf den kleinen Bällen der Gräfin Cosel angeeignet hatte, durch alle Windungen des Tanzes glücklich bis ans Ende und zu ihrem Fauteuil zurück. Zur Belohnung schenkte mir die Dame ihre Aufmerksamkeit auf den ganzen Rest des Abends. Unser

Gespräch bestand aus Wiederholungen und Fadheiten. Die schöne Frau beabsichtigte durchaus keinen andern Eindruck auf einen Mann hervorzubringen, als den, der immer der unabweisliche Begleiter von einem Paar runden Schultern und einer schön gewölbten Brust ist. Ich fand in ihrer Unterhaltung keine jener witzigen beißenden Anspielungen, an die ich mich fast schon gewöhnt hatte, wenn ich mich in einem tête-a-tête einer Frau gegenüber befand. Die Beziehungen der Zärtlichkeit und eines geübten Herzens hatte ich schon fast ganz vergessen. Die Gräfin fand aber für nöthig mich wieder auf diese Künste zurückzuführen. Ich errieth ihren Willen, und ehe eine Stunde verging befanden wir uns schon beide im Feuer eines galanten Wortgefechts, in dem ein verstecktes Vertrauen, eine verhüllte Leidenschaft, ein scheuer Blick und ein versagendes Lächeln die gewöhnlichen Angriff- und Vertheidigungswaffen waren. Bei allem dem merkte ich

aber bei Zeiten, daß ich nur der Köder an der Angel war. Mein geübtes Auge, durch keine Illusionen der Jugend mehr verblendet, sah über die entzückenden Mienen der schönen Verführerin hinweg und bemerkte ein unruhiges Individuum, das ewig auf einem Absatz schwankte und sich die Fingerspitzen seiner Handschuhe zernagte. Dieses gepeinigte Wesen war ganz ohne Zweifel ein getreuer Schäfer, der in seinem Dienste laß geworden zu neuer Thätigkeit entflammt werden sollte. Und in der That das Mittel wirkte; die dunkeln Augen „des Mannes der Qual" wurden immer wilder und brennender, je abgeschmackter die Fadheiten, die wir gegeneinander austauschten. Ich belustigte mich scheinbar in die Falle zu gehn, und bemerkte den in Schach gehaltenen Liebhaber den ganzen Abend hindurch nicht. Nach Mitternacht, als die ganze Gesellschaft in den mit bunten Lampen erleuchteten Garten niederfluthete, kam in einem abgelegenen Bogengange mein Amoroso

auf mich zu und lies eine Art von Ausforderung an mich gelangen. Ich erwies ihm die Gefälligkeit sie anzunehmen, und dieses Duell endigte so viel ich mich besinnen kann glücklich für beide Theile. Ich würde dieses Umstands hier nicht erwähnen, wenn nicht der Zufall mir grade in meinem Gegner einen Menschen zugeführt hätte, dem ich schon lange auf der Spur war, und den fest zu nehmen ein Theil meiner geheimen Aufträge gebot.

Es spielte unter den feinen Spitzbuben, die im Gefolge der Diplomatie der damaligen Höfe auftraten, ein gewisser Chevalier Clement eine bedeutende Rolle. Er war ein eben so geschickter Betrüger als interessanter Weltmann. Noch immer haben die geheimen Akten nicht erwiesen, in dem Interesse welchen Hofes er seine Sendung antrat; gewiß jedoch scheint es, daß er mehreren Kabinetten zugleich diente, und daß man bei ihm eine Anzahl Chiffres fand, die nur auf dem Wege

bestimmter Autorisation in seine Hände konnten gelangt sein. Der Leser erinnert sich aus dem ersten Abschnitt dieser Denkwürdigkeiten einer Scene, wo ein geheimnißvoller Reisender bei Nacht und mit Hülfe des verdächtigen Paters Joachim den Fluß in der Nähe der Pfarrwohnung überschiffte. Dieser Flüchtling war der Chevalier Clement. Er ging nach Brüssel und wollte von dort nach Amerika entwischen, als ihn sein Schicksal in der Gestalt eines preußischen Gensd'armes-Majors erreichte, er nach Berlin gebracht und dort nach kurzem Prozeß enthauptet wurde. Der Pater ergriff gleich nach dem obigen Vorfall die Flucht, und man weis wie groß der Schmerz und die Verwirrung war, die jenes Päckchen Papiere, die unglücklicher Weise in meinen Händen zurückblieben, in unserem Hause verursachten. Des Chevaliers Tod war das Zeichen zur unmittelbar darauf erfolgten Aussöhnung der Höfe von Dresden und Berlin. Man unterdrückte bei der Gelegenheit gewisse ärgerliche

Aufschlüsse und brachte manchen Mund zum Schweigen. Die Souveräne gaben sich das Wort keine Unterhändler, die sie statt mit einem Ordensbande mit dem Strick des Henkers begaben mußten, mehr in Thätigkeit zu unterhalten, aber dieses Wort wurde bald vergessen. Man sah schnell hinter einander fast an allen Höfen wieder Meteore von so faulichtem und zweifelhaftem Glanze auftauchen. Von neuem erhob sich die Klage über erkünstelte Unterschriften, erdichtete Briefe, gestohlene Vollmachten und usurpirte Dokumente. Die Diplomaten geriethen in endlose Zänkereien und mehr als ein Reichstag beschäftigte sich in geheimer Sitzung über die überhand nehmende französische Perfidie unter den deutschen Fürsten. Der Reichsvizekanzler erklärte in einem politischen Conzilium zu Wetzlar, daß des deutschen Mannes Rede: nein, nein, oder ja, ja, sein müsse, und daß das Uebrige, was der Witz des Menschen noch hinzuthäte vom Uebel sei, aber Niemand

achtete auf diese kostbare Reliquie aus dem Redeschatz der alten Germanen; man fand Luther's Sprache plump und dagegen die Machiavell's voll nachahmungswürdiger Zierlichkeit. Das Reichskammergericht, verdrießlich daß man seine Stimme in Sachen der höhern Staatskunst für incompetent hielt, kehrte zu seinem Codex Justinians zurück und ließ die Höfe ihr ärgerliches Spiel treiben. Der Hof von Versailles gab das Beispiel. Aus den Sälen des Louvre ging ein glänzendes Gestirn der politischen Heuchelkünste, ein verschmitzter Diplomat in der Robe eines schönen Weibes, an den Hof zu St. Petersburg. Seit der Erscheinung des Ritters d'Eon glaubte man selbst einem schönen Busen und einem paar demantener Ohrgehänge nicht mehr trauen zu dürfen. Unter dieser reizenden Hülle konnte ein alter Oberpriester der politischen Isis stecken. Dieser Busen konnte falsch wie die Grundsätze des Kabinets sein, aus dem er hervorging, dieser Schmuck geborgt

wie die Gesinnungen des Kopfes, an dem er hing. Es gab nirgends ein Halt, eine Stütze mehr. Man war umgeben von Courtisanen, die plötzlich bei Lüftung ihres Halstuches die Duell-Narbe eines jungen Eisenfressers zeigten; man bewunderte den Alt einer schönen Stimme, die uns eine schmachtende Arie von Piccini sang, und hörte einige Monate darauf dieselbe Stimme ein Husarenregiment kommandiren.

Der Chevalier Clement hatte Schüler hinterlassen, die ihm zum Ruhm gereichten. Einer derselben war der junge Amoroso, der mir die Ehre anthat seinen Degen gegen den meinigen zu messen. Es war eine schlanke geschmeidige Gestalt mit einem bleichen Gesicht von italienischer Färbung, einem kalten aber doch zugleich verbuhlten Lächeln und einem unnachahmlichen verführerischen Kauderwälsch von französischen, italienischen und deutschen Brocken, in welchem er seine Wünsche herstammelte. Solche Invalide der Sprache

werden den Frauen besonders gefährlich. In dem Wörterbuch der Liebe steht kein einziger Ausdruck der vollkommen einem in Brand gesetzten Herzen genügte, die Phantasie sucht immer noch über die Grenze des Wortes herüber etwas Unerfaßliches, und findet dieses in dem geheimnißvollen Stammeln, das jeder und keiner Sprache angehört, indem das Ohr Klänge vernimmt, die an die ersten Naturlaute eines Kindes mahnen und dann wieder andere, die eine alte bekannte Weisheit, aber nur halb, aussprechen.

Als ich bis zur Evidenz herausgebracht hatte, daß mein Gegner derselbe sei, den meine Papiere bezeichneten, war ich grausam genug ihm bis zu seinem Versteck zu folgen, das heißt bis in die Gemächer des Sommerschlosses der Gräfin de Luc.

Die Gefangennehmung. — Die galanten Eremiten. — Die Insel der Arkadierinnen.

Blicke ich auf die bunten Scenen zurück, die ich jetzt beschreiben will, so kommt es mir vor als hätte ich den Akt einer Feen-Oper darzustellen. Es war in den letzten Wochen des Juni als sich der Hof auf's Land begab, die Geschäfte verlassend und sich einer ungebundenen Heiterkeit hingebend. Jenseits des Rheins liegt ein kleiner Ort, Pfaffendorf genannt, dort befand sich in einem dichten Wäldchen von Buchen, Linden und Nußbäumen ein kleiner Sommer-Pavillon des Fürsten, den er in Folge der Eingebung einer poetischen Laune sehr phantastisch ausgeschmückt hatte. Das Aeußere dieser Wohnung oder vielmehr dieser kleinen Stadt, denn es waren in einem Halbkreis mehr als hundert Häuschen, die mit einem etwas größern Hauptgebäude in Ver-

bindung waren, zeigte die strengste Einfachheit. Es schienen grob zusammengezimmerte Eremiten-Klausen, jedes mit einem Dach von Schindeln, einer kleinen Glocke und einem Bänkchen vor der Thüre. Oeffnete man aber diese anachoretischen Zellen, so blickte man in Spiegelwände, bewunderte japanische Vasen, fühlte sich von Wohlgerüchen angeweht und sank auf Polster von Seidenstoffen. Jedes Häuschen enthielt ein größeres Gemach, zwei kleine Kabinette und einen Vorplatz, der auf den Wald hinaus führte und mit Blumen besetzt war. Jeder Klausner hatte das Recht, kleine luxuriöse Abendessen vor seiner Hütte zu geben und dazu seine Nachbarn einzuladen, die Mittagsmahle behielt sich jedoch der Prior vor, und diese heitern Vereinigungen des sämmtlichen Kapitels wurden mit einem Zeichen der großen Glocke auf der Prior-Klause zusammenberufen. Den übrigen Theil des Tages erging man sich im Wäldchen, fuhr in geschmückten Nachen

auf dem Rheine oder stattete Besuche in der Umgegend ab. Diese Besuche durften aber nie sich bis zu den Mauern der Stadt erstrecken, dies wäre gegen das Gelübde der Einsamkeit und Weltentfernung gewesen. Ein eben so empörender Verstoß gegen die Statuten dieses ehrwürdigen Ordens wäre irgend ein ernstes Geschäft oder auch nur ein ernstes Gespräch gewesen. Die galanten Einsiedler hatten die strengsten Gesetze, die ihnen unabweislich die Entfernung von jeder Anstrengung, jedem Kummer, jeder Niedergeschlagenheit, jeder tiefsinnigen Betrachtung zur Pflicht machte. Ihr Leben war dem wollüstigen Nichtsthun gewidmet, im Schoße einer schönen Natur und umgeben von allen Genüssen des Luxus. Der Fürst hatte diesen Orden gestiftet, und er hielt streng auf die Befolgung seiner Regel. Die Zahl der Eremiten, anfangs nur auf zwölf festgesetzt, hatte sich während einiger Jahre auf hundert ausgedehnt. Die benachbarten Edelhöfe, die müßigen

Barone und Grafen ließen dem Fürsten keine Ruhe, bis er ihnen die Kutte und den Stab, die Ordenskleidung, übersandte. Die meisten dieser neu aufgenommenen waren junge Herren voll Lebenslust, mit einer unerschöpflichen Laune, und über Reichthümer gebietend, die der Gesellschaft zu gute kamen; aber auch ältere Ordensgeistliche wurden aufgenommen, und es gab hierbei joviale alte Cölibatäre, die in Erfindung immer neuer Possen unerschöpflich waren. Der Wald bei der pfaffendörfer Höhe hallte wieder von dem Gelächter dieser glücklichen in Mönchskutten versteckten Faune. Man hörte Gläser klirren und aus dem romantischen Dunkel der Gebüsche leuchtete hier eine rothe Nase, dort eine jugendliche feurige Wange. Die edle Traube des Johannisberges ergoß sich in die Pokale bei dem Schall von Liederchen, die geeignet waren, die jahrtausend alten keuschen Driaden der germanischen Wälder in die Flucht zu jagen.

Aber die Pflicht der Anachoreten beschränkte sich nicht allein auf eine gute Tafel, eine unerschütterliche Heiterkeit und einige Lustfahrten in die benachbarten Orte, ihre wesentliche Bestimmung war bei den Frauen sich einzuschmeicheln. Hier traten die Gesetze der zartesten Galanterie in Anwendung. Die alten ungestümen Cölibatäre wurden im Zaum gehalten, ihre cynischen Gewohnheiten ihnen strenge untersagt, wenn der Zug sich anschickte in dem Reiche der Frauen einen Besuch abzustatten. Hierzu bedurfte es einer feierlichen Einladung von Seiten der Fürstin von Arkadien an den Prior der galanten Einsiedler. Ein solches Schreiben lautete folgendergestalt:

Ehrwürdige Herren!

Von Gott geliebte Anachoreten!

Unsre Königin sendet Euch einen huldvollen Gruß und läßt Euch bitten, ein ländliches Mahl unter den Mirthengebüschen Arkadiens einzuneh-

men. Wir sämmtliche Schäferinnen werden uns eine Ehre daraus machen, Euch, ehrwürdige Anachoreten, die Ihr der Welt und dem nichtigen Glanze auf eine so glorreiche Weise entsagt habt, auf das Beste zu bedienen. Erwartet kein weltliches störendes Gepränge, Ihr werdet nichts hören als den Ton der Schalmei, Ihr werdet nichts sehen als einfache Hirtenmädchen mit ihren Lämmern. Kommt, Ihr frommen Brüder, laßt Euch nicht vergebens bitten.

Die Schäferinnen Arkadiens im Namen ihrer Königin.

Im Wonnemond, unter der Herrschaft der Rose.

Die Anachoreten erwiederten hierauf:

Antwort der galanten Einsiedler auf ein Einladungsschreiben der Schäferinnen Arkadiens:

Im Namen unseres hochwürdigen Priors sagen wir Eurer schönen Königin und Euch, ihr Hirtenmädchen, unsern demüthigsten Dank. Der Zweck unseres ehrwürdigen Ordens ist in der

Stille und Einsamkeit über unsere Bestimmung nachzudenken, wir wissen nicht, Ihr schönen glücklichen Landmädchen, ob das noch möglich sein wird, wenn wir Euch werden gesehen haben. So viel uns von Euch durch zerstreute Berichte zu Ohren gekommen, seid Ihr gefährliche Wesen, die unter einer zauberischen Hülle verderbliche Absichten verstecken. Wir sind unerfahrene weltentfremdete Greise, wenn Ihr uns Schlingen legen wollt, werden wir hineinstürzen, und um unsere Ruhe und Gottesfurcht wird es dann geschehen sein. Bedenkt das sehr wohl, Schäferinnen! Ladet kein so schweres Verbrechen auf Eure Seele, und habt Ihr in der That Böses gegen uns im Sinne, so steht ab von Eurem Vorhaben und laßt uns arme demüthige Greise in Ruhe. Wollt Ihr uns aber mit einfachen Sitten und einfacher Geberde entgegenkommen, so werden wir erscheinen in unserm dürftigen Anzuge, unsern ungekämmten Bärten und Haaren

und mit unsern langen Nägeln; denn wir wollen gerne den Frauen gefällig sein.

Die galanten Eremiten im Namen ihres
hochwürdigen Priors.

Geschrieben in der großen Klause zur Rose Sarons.

Arkadien war eine Insel im Rhein, aufwärts von Pfaffendorf. Dort residirte in einem geschmackvollen kleinen Sommer-Pallast die Gräfin de Luc mit den Damen des Hofes und der Umgegend. Sie parodirten die arkadischen Schäferinnen gerade auf die Weise wie ihre Verehrer die heiligen Eremiten. Die Tracht der Damen war jedoch eben so kostbar als auserwählt. Sie bestand in einem kurzen Reifrock von weißer oder rosenrother Seide, über und über mit Rosen besetzt, einem Hütchen von Bast auf dem meistens ungepuderten Haar und einem Schäferstabe mit bunten Bändern in der rechten Hand. Jede Hirtin führte am Tage des Empfangs ein schneeweißes Schäfchen, ebenfalls mit Rosen geschmückt,

an einem rothen oder blauen Bande neben sich. Es gewährte dem Auge einen überraschenden Anblick, diese große Menge mit Blumen und durchsichtigen Schürzen und Schleiern geschmückte Gestalten sich auf den glattgeschorenen Teppich einer Wiese vertheilen zu sehen. Einige hatten sich mit großer Mühe auf einer kleinen Flöte eingeübt, andere klimperten ziemlich geschickt auf einer Mandoline, und zu dieser Musik balancirten auf ihren spitzigen Absätzen zwei Nymphen einen einfachen Tanz, der eben so wie die Musik die Kunst verläugnen sollte, um die unmittelbare Natur zu erreichen. Allein wer die glücklichen Tänze, die ungezwungenen Sprünge der wirklichen Hirten gesehen hat, konnte beim Anblick dieser sich so mühsam herumschwingenden Gestalten nur lächeln, denn alle Augenblick verwickelte sich hier ein Arm in einen Schleier oder in ein Blumengewinde, dort stolperte der Fuß über einen Höcker im Boden. Diese edlen Damen, die vor dem Ge-

danken zurückgeschaudert hätten, sich einmal zu Fuße auf der Gasse zu zeigen, die in ihren gepolsterten Kutschen und auf ihrem geglätteten Fußboden groß geworden waren, unternahmen es jetzt plötzlich Tänze unter freiem Himmel auf einem Grasplatze auszuführen; es mußte mißlingen. Aber dieses Mißlingen erweckte keinen Verdruß; man lachte und eilte einer umfallenden Hirtin zu Hülfe, eben so wie man ein Kind, das noch nicht gehen kann, immer wieder vom Boden aufhebt.

Es thut mir leid, daß es der Zweck dieser Blätter nicht gestattet die geselligen Freuden der Eremiten und Schäferinnen genauer zu beschreiben. Es müßte ein Gemälde im Geschmack Watteau's werden. Ich war bei den meisten dieser Feste gegenwärtig und fand sie voll der ausgesuchtesten Pracht, gehoben durch den Kitzel des Anscheines ländlicher Einfachheit. Die Eremiten landeten auf der Insel und wurden ganz so wie man es ihnen versprochen hatte nur mit den

Tönen einer einfachen Schalmei begrüßt; sie erblickten in der That nichts als Schäferinnen und Schafe, und sie dagegen zeigten in ihren braunen und grauen Kutten, aber wohlfrisirten Köpfen ebenfalls keinen sehr groben Verstoß gegen ihre Rolle. Aber kaum fingen die Freuden des Tanzes, der Tafel an, so sah man aus dieser geborgten Hülle alle die bekannten Tugenden und Schwachheiten der großen Welt sich loswickeln. Die Hirtinnen vergaßen ihre Schafe, und irrten jede mit ihrem erwählten Klausner in den Laubgängen des Gartens umher. Man entdeckte Gruppen im Grase vertheilt und der Vorlesung französischer Verse horchend, die nichts weniger als bukolisch waren. Bei allem dem herrschte die Sitte. Die Gegenwart des Fürsten selbst bei aller Verleugnung seines Standes und in der Nähe seiner erklärten Geliebten übte dennoch eine solche Herrschaft auf den Ton der Gesellschaft aus, das keine Intrigue den Charakter eines Abentheuers

annahm, keine galante Erklärung das Ohr oder Auge eines plötzlich hervortretenden Dritten scheuen durfte, und selbst die Schäferspiele etwas von der Unschuld ihrer Originale beibehielten.

Die Klausner erbaten sich dagegen den Besuch der Schäferinnen, und hier erhoben sich die kleinen Tische im dunkeln Walde bei Fackelerleuchtung vor jeder Klause, und auf diesen Tischchen glänzte das Silber und das Kristall in den hellsten Lichtern. Die dunkeln Schatten der überhängenden Baumzweige bildeten einen Rahmen um diese köstlichen kleinen Bilder, die so frisch und lebendig waren wie kein Pinsel sie erreicht. Die lachenden Schönen, deren rothe Lippen an dem Rand der langen Champagnergläser schlürfend hingen, belebten durch ihre blitzenden Augen die Scherze und den Geist der Klausner zu immer neuen Sprüngen. Die Mitternacht fand diese kleinen Tische noch besetzt und oft erst gegen Morgen stießen die geschmückten Böte der Damen

vom Ufer, um sich in ihre Behausung zurückzubegeben. Dieser gesellige Verkehr dauerte bis zur Mitte des September, wo die Kutten abgestreift, die Schäferstäbe niedergelegt wurden, und das Stadt- und Hofleben wieder in seine gewohnte Ordnung trat.

Daß aber auch unter diesen Blumen eine Schlange lauschen könne sollte ich erfahren. Eines Abends erhielt ich, da ich mich eben im Wäldchen erging, von einem ebenfalls in eine Mönchskutte gehüllten, aber mir gänzlich unbekannten Manne einen Brief eilig zugesteckt. Ich öffnete das Papier und erkannte die Schriftzüge meines Korrespondenten. Der Zettel war nur mit einigen fast unleserlichen Worten beschrieben, und diese enthielten eine Warnung heute keinen Besuch auf der Insel abzustatten. Ich empfand wenig Antrieb zu gehorchen. Welchen Grund sollte ich für mein Wegbleiben ersinnen, und warum überhaupt eine so feige Flucht? Fast war ich dieser ewigen misteriösen

Warnungen und Winke müde; es schien als verfolgte mich mein Rathgeber wie mein Schatten; es war unmöglich ihm zu entgehen. Ihm zum Trotz erschien ich zur gewohnten Stunde beim Beginn des Festes auf der Insel. Aber mein Geist der Unruhe und des Mißmuths ließ mich an den Freuden der Geselligkeit keinen Theil nehmen; ich trennte mich unvermerkt von meinen Gefährten und nahm eine einsame Bank am Ufer ein. Die Dämmerung hüllte die Gegend in tiefe Schatten. Ich hörte, daß in den Gebüschen ein Boot anlegte und daß man leise sprach, doch achtete ich nicht darauf. Meine Träumerei ging in tiefes melancholisches Sinnen über, und aus diesem wurde ich sehr unwillkommen durch den Griff zweier derben Fäuste geweckt, die sich an meine Schulter klammerten, während von der andern Seite mir ein grobes Tuch um die Augen geworfen wurde. Ich sprang auf, aber in dem Augenblicke faßten mich zwei derbe Boots-

knechte und schleppten mich in die Gebüsche. Sie eilten ins Boot zu gelangen und ich vernahm ein dumpfes Geräusch, dazwischen das Anschlagen der Wellen. Meine Kraft zusammennehmend gelang es mir einem dieser Elenden so heftig vor die Brust zu stoßen, daß er taumelte und in's Boot stürzte. Der Strick riß, mit dem es an einen schwachen Stamm am Ufer befestigt war, und das Wasser führte es mit großer Schnelligkeit stromabwärts, daß der niedergeworfene Knecht und ein Mann im Mantel, der neben ihm saß, im Nu verschwanden. Die eine Ruderstange lag am Ufer, und mit der andern allein konnten sie sich nicht wieder an's Land bringen und mußten sich also vom Strome forttreiben lassen. Der zweite Bursche, als er die unfreiwillige Flucht seiner beiden Gefährten sah, rang sich aus meinen Händen los und entwischte. Dieser ganze Ueberfall war das Werk weniger Minuten. Auf der ganzen Insel erfuhr Niemand etwas davon.

Mein Argwohn fiel sogleich auf den Ritter von Bembo, und in der That glaube ich auch jetzt noch ihm nicht Unrecht gethan zu haben, obgleich ich nie Beweise erhielt. Die Vorsicht machte mir nun einen eiligen Entschluß zur Pflicht. Ich mußte den Ritter arretiren, und dieses zu bewerkstelligen war keine Kleinigkeit. Mitten unter dem Glanz dieser idillischen Feste nahm sich eine Handlung der Politik wie eine barbarische Grausamkeit aus, und ich konnte gewiß sein, daß die ganze schöne Welt Arkadiens für eine so unschäferliche Verfolgung mich bitter tadelte; allein die heitere Farce um mich her sollte auch nicht gestört werden; ich trug Sorge den gefährlichen Wildfang auf die geräuschloseste Weise zu entfernen. Meine Späher hatten mich in Kenntniß gesetzt, daß der Ritter im Pallaste versteckt werde, und daß die schöne Gräfin mit ihrer Person den Eingang zu seinen Gemächern decke. Ich mußte also wohl oder übel einen Ueberfall wagen. Zu der

Stunde, wo die Dame unsichtbar wurde, erschien ich unangemeldet und wenig erwartet in ihren Gemächern. Ich fand sie allein, aber deutliche Spuren, daß sie eine Minute vorher nicht allein gewesen war. Sie gab meinem Ueberfall die galante Auslegung als triebe mich eine ungestüme Leidenschaft; in der That spielte ich diese Rolle bis zu dem Augenblick, wo mich das Erscheinen des Signor Bembo in meine natürliche Stellung zu diesen beiden Liebenden versetzte. Der Ritter fand es nehmlich ungeziemend ein tête-a-tête länger zu dulden, das ihn in seinen Rechten kränkte; er kam mit zerstreutem Haar aus dem Nebenzimmer und vergaß so sehr die Vorsicht, daß er auf echt Italienisch die schöne Comtesse mit den keckſten Vorwürfen in meiner Gegenwart überschüttete. Die Scene wurde also warm. Der von mir angegebene Ton zärtlicher Aufmerksamkeit konnte nicht weiter beobachtet werden und ich war der Erste, der mit der Wahrheit hervortrat.

„Madame,“ sagte ich zu der bedrängten Schönen in deutscher Sprache, die der Ritter nicht verstand, „Sie sehen mich hier in einer peinlichen Lage, ich gehe so weit in der Achtung und Ergebenheit, die ich für Sie hege, daß ich Sie warnen muß, Ihre Theilnahme keinem Verbrecher zu schenken, denn das ist der Ritter Bembo.“ — Die Gräfin wurde bleich und bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch. Diese Pantomime verstand der Amoroso; er zitterte und stotterte mir in italienischer Sprache zu: „In der That, mein Herr, Ihre Eifersucht treibt Sie wahre Tollheiten zu begehen. Was haben Sie so eben dieser Dame in's Ohr gezischelt?“ — Dieser unwürdige Ausdruck hatte einen langen kalten und verächtlichen Blick von mir zur Folge: „Mit Ihnen, mein Herr, nur ein Wort: ich bin beauftragt Sie der sächsischen Gesandtschaft auszuliefern.“ — „An diesem Platze?“ rief er und wurde leichenblaß; „berücksichtigen Sie so wenig, Herr

Graf, die Achtung, die Sie einer Dame in ihrem eigenen Hause schuldig sind? In der That, jetzt besinne ich mich, daß ich Ihnen im Wege bin.“ — „Das sind Sie,“ entgegnete ich kalt, „doch nicht mir, sondern den Gesetzen.“ — „Ah,“ rief er mit unterdrücktem Lachen, „und Eure Herrlichkeit nehmen die Gesetze zu Hülfe, um Ihren eigenen Vortheil zu betreiben?“ — Ich näherte mich ihm und rief ihm mit starker Stimme zu: „Zum letzten Male, Herr Ritter Bembo, ehe ich Sie an Ihrem wahren Namen nenne, besinnen Sie sich, daß ich Ihrem Degen Stand hielt, ehe ich kam, Sie zu arretiren.“ — Die Gräfin that einen Schrei, und sank in die Polster zurück. Der Ritter verlor dergestalt den Muth, daß er aufs Bette sprang, das in einer Nische stand, und sich in die seidnen Decken hüllte. „Retten Sie mich, Arthemise,“ rief er zur Gräfin, „retten Sie Ihren Giulio.“ — Ich that einige Schritte gegen das Bette, und plötzlich sah ich zu meinem äußer-

sten Erstaunen die Gräfin zu meinen Füßen. „Madame,“ rief ich, „Sie erniedrigen sich.“ — „Nein, o nein,“ stammelte sie und schwamm in Thränen, „ich liebe ihn!“ — „Wie, Madame,“ rief ich mit kaltem Spott, „Sie lieben einen Menschen, der im Bagno zu Triest an die Galeere geschmiedet war? der eines gemeinen Raubes wegen diese Strafe erlitt, und der nichts mehr und nichts weniger ist als der verlaufene Kammerdiener eines Marchese aus Florenz? Hier sehen Sie die Beweise.“ — Die Gräfin hatte sich ohne mich zu hören ebenfalls ins Bett geworfen, und der Herr Ritter versteckte sich buchstäblich hinter ihren schönen Formen. Ich faßte die Dame mit einigem Ernste an der Hand, führte sie zurück an den Tisch und wiederholte ihr langsam und mit Nachdruck, was ich eben gesprochen hatte. Sie schloß die Augen und sank in Ohnmacht. Der Kammerdiener umklammerte meine Kniee, er zog aus einem Schmuckkästchen die reichsten Geschmeide seiner Geliebten

hervor und bot sie mir an; meine zwei zu diesem Dienste in der Nähe aufgestellten Diener bemächtigten sich seiner, und wir gingen eine Hintertreppe herab, wo mein Wagen bereit stand, um die Beute zu empfangen. Ich schickte ihn weiter nach Bamberg und von dort nach Dresden. Was sein späteres Schicksal gewesen, weis ich nicht. Es gelang mir, so wenig Aufsehen zu machen, daß eine heitre Gesellschaft in einem Zimmer dicht nebenbei sich bei Spiel und Tanz ergötzte, ohne auch nur das Mindeste von unsrer Verhandlung zu vernehmen. Die Gräfin fand für gut einige Tage darauf gegen mich einen Dank zu heucheln, der gewiß nicht aus ihrem Herzen kam; ich hatte aber die Ueberzeugung sie vor der Schande gerettet zu haben.

Ich sehe eine Person wieder, die lebhafte Jugenderinnerungen in mir weckt.

Der junge Carl von Schönborn kam nach Coblenz, und ich machte mit ihm in den Tagen des Herbstes eine Wanderung an die Ufer des Rheins. Wir besuchten die romantischen Orte, an die sich alte Erinnerungen aus der Geschichte Deutschlands knüpfen, wir erkletterten die Burgen, die von der Natur mit zauberischen Reizen bedacht der Volkssage einen Schauplatz ihrer abentheuerlichen Dichtungen bieten. Wer hörte noch nie vom Drachenfels, von Rolandseck, vom Kloster Nonnenwörth? Der Rhein, dieser schönste Strom Deutschlands, ist auch immerdar der belebteste gewesen; die Baukunst hat in Folge des Reichthums, den ihr die Welle des Stroms zugeführt, ihre kühnsten und staunenswerthesten Werke

an seinen Ufern aufgeführt. Cöln mit seinen hundert Kirchen, Mainz mit seinem herrlichen Dome, Bonn, Andernach — alles Städte, die mit mehr oder minder stattlichen Bauwerken prangen, bespiegeln ihre Schönheit in den Fluthen. An diesen Erfolgen hat jedoch nur das Mittelalter Theil, die neuern Kirchen, von Jesuiten erbaut, sind im Baustil und in Pracht und Größe der Ausführung hinter den alten Münstern zurückgeblieben; dagegen zeichnen sich die Collegien und Palläste, die der Orden hat errichten lassen, vortheilhaft aus gegen die mönchischen oder ritterlichen Wohnungen jener Zeiten.

Da es mir einzig darum zu thun war, die Gegenden recht genau kennen zu lernen, so wanderte ich mit meinem jungen Gefährten zu Fuße. In Andernach war es wo uns ein sehr liebliches Abentheuer aufstieß. Schon früher erwähnte ich der Schwärme von Wallfahrern, die die Ufer des Rheins bedeckten; jetzt war der Andrang nicht

minder groß, aber der Zug ging diesmal nicht nach Coblenz, sondern zum Theil nach Maria Einsiedeln und nach einem Orte im Breisgau. Wir begegneten Kranken, die sich mit großer Mühe fortschleppen ließen, schwangere Frauen und Greise, die mit Hülfe ihrer Angehörigen beschwerliche Fußpfade heranklimmten. Einige Bußfertige auf den Knieen rutschend, andere baarfuß, alle jedoch einen einförmigen, schwermüthigen Gesang anstimmend, der im Kontrast mit dem heitern Abend, den goldnen Lichtern auf Berg und Fluß, den reizenden Thälern und hellbeglänzten Kirchlein am Wege, einen wundersamen Eindruck machte. Carl und ich wanderten eben die Höhe bei Andernach herab, und waren im Begriff uns einem Zuge Wallfahrer anzuschließen, als dicht vor uns zwei Frauen unsere Aufmerksamkeit fesselten. Obgleich in die zierlichen Mieder der Bäuerinnen aus Freiburg gekleidet, war in ihrem Gange und Wesen doch etwas, das uns zweifeln

ließ ob die beiden hübschen Mädchen wirklich das waren, wofür sie sich ausgaben. Wir sahen sie vom Rücken; die Eine war hoch und schlank gewachsen, ihr Haar zeigte eine Fülle und Schwärze, einen Glanz und eine Zierlichkeit, die für eine Bäuerin von ungewöhnlichen Künsten der Toilette zeugte; dabei wies ein blüthenweißer Nacken die geschonteste Frische, die Arme waren mit Handschuhen bedeckt, die, obgleich nur von schwarzer Wolle gestrickt, dennoch zierlich und knapp an die Ründung des Arms schlossen. Den überraschendsten Eindruck gewährten die Füße, sie steckten nackend in ein paar zierlichen Holzpantöffelchen, die bei jedem Schritte harmonisch klapperten und uns das reizendste Concert von der Welt vormachten. Die beiden Mädchen plauderten so eifrig mit einander, und die Eine hing so vertraut und anschmiegend am Arm der Andern, daß sie uns durchaus nicht bemerkten, obgleich wir uns unsre Betrachtungen ziemlich laut mittheilten. Plötzlich

sah die kleinere herum, zischelte ihrer Gefährtin einige Worte ins Ohr und beide ergriffen jetzt die Flucht. Aber die Holzpantoffeln waren hierauf nicht eingerichtet, die Aeltere verlor alsbald den rechten Pantoffel, und Carl stürzte darauf zu ihn aufzuheben. Ich blieb in einiger Entfernung und sah wie er sich mit ihnen herumkomplimentirte. Er kam zu mir, riß mich leidenschaftlich am Arm, indem er rief: „Kommen Sie, wir dürfen die Mädchen nicht aus den Augen lassen, es sind die niedlichsten Gesichter, die ich jemals sah, und ich wette, daß sie in Verkleidungen stecken.“ Ich ließ mich überreden, und wir bogen, um in unsre Verfolgungen Sistem zu bringen, der Eine rechts, der Andre links in einen Pfad ein, der vor der Stadt wieder in den großen Weg sich mündete, so daß uns unser Wildpret nicht entlaufen konnte. am Ziele angelangt fanden wir uns doch getäuscht; keine von den Mädchen ließ sich blicken. Wir lauschten mit größter Anstrengung, allein das be=

kannte Pantoffelgeklapper blieb aus. Wir liefen ans Ufer, wir liefen auf den Berg, wir sahen hier hinaus, wir sahen dort hinaus — von den Wanderinnen keine Spur. Es wurde Abend, Nacht — noch immer harrten wir vergebens auf unserm Posten; endlich mußten wir in unsern Gasthof zurück, beide in der übelsten Laune. Hier trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß jene auch bald in dem Städtchen anlangen würden, aber obgleich unsre Wohnung dicht vor dem Thore lag, durch das sie einwandern mußten und Einer von uns nie den Wachtposten am Fenster verließ, es vergingen zwei Tage und wir erblickten kein hübsches Gesichtchen, keinen Strohhut, kein schwarzes Mieder. So viel Mißgeschick erbittert; wir faßten den Entschluß unser gutes Glück zu ertrotzen, und schweiften jetzt in der Gegend umher. Dieses war gerade das Mittel, zum Zweck zu gelangen. Am Abend des zweiten Tages, als wir schon jedes Gelingen aufgegeben hatten, langten

wir in einer Köhlerhütte hart am Siebengebirge an. Das Häuschen war geräumiger als Wohnungen der Art sonst zu sein pflegen, und wir beschlossen die Nacht daselbst zuzubringen. Der Köhler war in ein benachbartes Städtchen gegangen, um seine zwei Esel einer reiselustigen Gesellschaft, die eine Gebirgspartie zu durchwandern hatte, anzubieten. Die Frau nahm uns freundlich auf, bedauerte aber uns keine Stube auf die Nacht anbieten zu können, weil die einzige, die sie zu diesem Zweck besäße, von zwei Bäuerinnen eingenommen sei, die zur Wallfahrt gehörten. Wir fragten neugierig wer diese seien, und die Frau antwortete etwas befremdet, daß sie ihre Namen nicht wüßte, daß sie krank angelangt und jetzt mit Heilung ihrer wunden Füße beschäftigt seien, die wahrscheinlich eine so lange Wanderung nicht hätten vertragen können. Unsre Freude bei diesen Antworten war ausgelassen. Es war gewiß, daß wir unsre zwei misteriösen Freundinnen oder Schwe-

stern gefunden hatten. Mit Vorsicht wurde weiter geforscht, und Carl's Ohr, das sich an die dünne Bretterthüre legte, vernahm ein französisches Gespräch, das mit Scherz und Gelächter und aller Leichtigkeit zweier Weltdamen geführt wurde. Er war über diese Entdeckung außer sich vor Entzücken, denn nun schien es ihm gewiß, daß wir das anmuthigste Abentheuer von der Welt bestehen würden. Wir hörten, daß die „Bäuerinnen" ein Abendessen bestellt hatten, und wir ließen fragen, ob nicht ein paar alte Bauern daran Theil nehmen dürften, die eben auch auf der Wallfahrt sich befänden. Man gewährte uns dieses Glück, und in Gesellschaft der Köhlerfrau und ihres derben Laffen von Sohn stiegen wir die enge Treppe, Carl mit gewaltigem Herzklopfen, ich mit philosophischer Ruhe, hinauf. Die beiden Schwestern wandten der Thür den Rücken, und waren eben beschäftigt aus einer Schaale Milch zu schöpfen, plötzlich hörte ich den

Löffel zu Boden fallen und meinen Namen ausrufen. Die schlanke Schöne starrte mich an und rief immer von neuem: „Aber ist's möglich, Graf Sylvan, sind Sie hier?“ — „Polyxena!“ schrie ich und stürzte auf sie zu, ihre Hände mit Küssen bedeckend und mich zu ihren Füßen werfend. Ihr Antlitz glühte vom lieblichsten Roth, ihre schönen Augen glänzten unter Thränen, ihre Hände zitterten, sie war so schön, wie ich sie noch nie gesehen. „Ach, Polyxena,“ rief ich, „ach, fühlen Sie wie sehr —“ Sie ließ mich nicht vollenden; der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, der gleich nach der frohen Ueberraschung in meinen Zügen sich abspiegelte, machte, daß sie errieth, was in meiner Seele vorging. „Mein theurer einziger Freund,“ rief sie schmeichelnd und zog mich zu sich in die Höh, „also auch Sie wissen nichts von dem Schicksal unsrer Maria?“ — Ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen, sie wandte sich ab, um die ihrigen zu

verbergen. Der stürmische Andrang des Gefühls benahm uns fast die Besinnung; wir hörten und sahen nicht, was um uns vorging. Mit aller Anstrengung unsrer Kraft gelang es uns endlich der Erinnerungen Herr zu werden und eine Fassung zu erkünsteln, die wir im Innern nicht hatten. Ach jedes Wort, jede Miene Polyxena's rief mir die seligsten Stunden meines Lebens zurück. Mein Herz hatte seine ganze unglückselige Empfänglichkeit beibehalten, es hatte keine meiner Schmerzen, keine meiner Entzückungen verloren gehn lassen; ich kostete in diesem Momente den ganzen wilden Rausch meiner Jugend durch. Polyxena hatte Mitleiden mit mir. Ihr Auge ruhte mit dem lebendigsten Ausdruck der Güte auf meinen fieberisch bewegten Zügen, sie ließ ihre Hand in meiner ruhen, und Carl und Polyxena's Schwester, denn das war ihre Gefährtin, wandten alle mögliche Geschicklichkeit an, um uns zu zeigen, daß ihre Aufmerksamkeit nicht auf

uns gerichtet war. Sie machten mit einander auf die ceremoniöseste Weise Bekanntschaft und erregten alsdann im Winkel des Zimmers einen unendlichen Lärm mit der alten Köhlerin und ihrem Sohne. Endlich fanden wir uns an einem Tisch zusammen, und die Heiterkeit wurde ungezwungen und allgemein. Die Hausbesitzer wurden mit guter Art entfernt und wir blieben allein. Die Folge dieses Abends war, daß Carl zu Constanzen eine heftige Neigung faßte, der die Schwester nicht entgegen war. Der Wildfang wurde gebändigt und trat aus dem Orden des „rothen Strumpfbandes.“ Ich hörte ihn zu den Füßen Constanzens alle jene Tollheiten abschwören, in denen er Meister war, und der Erfolg hat bewiesen, daß die Verbindung mit einem liebenswerthen Weibe die beste Heilmethode für gewisse Thorheiten ist.

Polyxena war eine Fromme geworden. Sie machte die Wallfahrt unter den größten Entbeh-

rungen mit und ihr Rosenkranz kam ihr nie aus den Händen. Diese Metamorphose, die ich nicht für echt hielt, erregte in mir tausend leidenschaftliche Wünsche. Ich wußte mich in einem Labirinth von Empfindungen irrend nicht zu retten. In diesem Augenblick erschien mir als einziges mir bestimmtes Glück Polyxena's Besitz, in dem nächsten sah ich den fernsten Gedanken der Art für einen Verrath an Marien an. Ich Thor, ich ließ die Hoffnung nicht sinken die Erwählte meines Herzens einmal doch noch wieder zu finden. Polyxena wies jede Annäherung entschieden zurück. „Ich habe alle Bande gelöst, die mich an die Erde fesseln," sagte sie mit bittender Stimme; „führen Sie mich nicht in Versuchung wieder neue anzuknüpfen. Ich verachte diese Welt, die ich hinter mir zurücklasse, ich wende mich ganz dem himmlischen Lichte zu, das auf meinen einsamen Pfad gefallen ist, ich gehorche der Stimme, die jener Unerforschliche an mich gesendet hat,

ähnlich der, die einst den bethörten Saul zu einem Bekenner des Herrn machte. Halten Sie dieses fremdartige Kleid, diese ganze Wallfahrt für keine Maskenthorheit, gewähren Sie dem gebrochenen Herzen, das unter diesem bäuerischen Kittel schlägt, die Achtung, die man immer dem Unglück schuldig ist.“ — „Polyxena!“ rief ich, „Sie wollen in der Fülle des Lebens, in diesem Zauber der Schönheit und Jugend das Grab hinter Klostermauern zu ihrer Behausung wählen?“ — „Woher Klostermauern?“ entgegnete sie befremdet. „Ich gehe nicht ins Kloster. Ich verabscheue diese finstern Gemächer des Fanatismus und der Klage, nein, der Mann, der in mir die Erkenntniß weckte, sprach nicht von Klostermauern. Er zeigte mir, daß nur die Liebe eine Heimath gründen könne, in der der wahre Christ zu wirken und zu wohnen sich berufen fühlte. Diese Liebe weis von Mauern und Kerkern nichts.“ — „Also haben Sie Ihre Reli=

gion verändert?" rief ich heftig erschreckend. — „Noch nicht," sagte sie leise; „allein warum sollte ich's nicht wenn die innere Stimme mich dazu treibt? Mein Rosenkranz muß Ihnen jedoch deutlich sagen, daß ich den Schlüssel Petri noch für meinen Himmelsschlüssel erkenne. Der Mann der Erkenntniß hat mit keinem Worte auf eine Veränderung meines Glaubensbekenntnisses angespielt." — „Wer ist dieser Mann?" fragte ich und faßte Polyxena's Hände, um ihr widerstrebendes Auge mir zuzuwenden. „In wessen Hände sind Sie gefallen, Geliebte?" — „In die besten," entgegnete sie ruhig, „in die Hände Gottes. Wenn Sie nach Schlesien kommen, so vergessen Sie nicht einen Marktflecken aufzusuchen, den man jetzt Herrnhut nennt; dort finden Sie meinen Freund. Ich liebe ihn wie die Braut im hohen Liede ihren Erwählten liebt. Ich möchte die Töchter Zions auffordern seiner Spur zu folgen, ich möchte die Mirthengebüsche bei später

Nachtzeit durchbrechen, um ihn zu suchen, wohin er sich gewendet. Die Wächter auf den Thürmen möchte ich fragen ob sie ihn gesehen — ach, und mein eignes Herz möchte ich fragen ob es je ihn genug lieben könne."

„Wer ist dieser Prophet, dieser Auserkorene?" rief ich laut und dringend. — „Was liegt Ihnen daran seinen irdischen Namen zu wissen?" sagte Polyxena. „Gehn Sie, schauen Sie ihm ins Antlitz, hören Sie die Worte seiner Liebe, und dann, ich bin es überzeugt, nennen Sie ihn bei dem einzigen Namen, den er gerne höret, Bruder. Ich bin seine Schwester; grüßen Sie ihn von seiner Schwester Polyxena." —

Sie reichte mir die Hand, wir schieden von einander, und sie verbot mir ihr zu folgen. Ich gehorchte, so schmerzvoll mein einsames Zurückbleiben auch war. Nie empfand ich den Wechsel des Glückes empfindlicher, nie machte mir eine Erinnerung mehr Leid. Meine Phantasie beschäf-

tigte sich unermüdlich die Verwandlung zu erklären, die mit dem reizendsten Weltkinde, das es gegeben, vor sich gegangen. Polyxena, dieses leuchtende Gestirn am Hofe Friedrich August's war eine Fromme geworden, und was das Auffallendste war, die Frömmigkeit zeigte sich mit einer Schönheit, einer Anmuth gepaart, die in den Zeiten des Glanzes dieses verwöhnte Kind der Pracht und der Leidenschaft nie geschmückt hatten. Ihr Mieder, ihre Holzschuhe, ihr grober Rock von Wolle machten sie unwiderstehlich; ich hätte sie wie eine Heilige verehren können, die vom Himmel stieg, um die Dürftigkeit und das demüthige Gewand der Erdenpilger sich anzueignen. Zehn Jahre darauf sah ich sie wieder, aber wie wenig glich sie da dem obigen Bilde; die Phantasie und Poesie hatten keinen Theil mehr an ihr.

Dieser Abschnitt enthält wenig Begebenheiten, aber desto mehr Betrachtungen.

Ich verließ 1749 Bamberg und sieben Jahre darauf befand ich mich im Lager zu Pirna beim Beginne der Feindseligkeiten, welche Europa zum Schauplatz eines blutigen Krieges machten.

Um die nothwendige Einheit in Aufzählung meiner Begebenheiten zu beobachten, will ich jetzt nicht von den Umständen sprechen, die mich veranlaßten den Degen gegen die diplomatische Feder zu vertauschen, sondern mein geneigter Leser folge mir auf das väterliche Stammgut Achill's, und gestatte mir ihn bei meinen kleinen Reisen in die Umgegend zum Gefährten zu wählen. Zuerst die Beschreibung des alterthümlichen Schlosses meines Freundes. Wer in Oberschlesien, in der Lausitz die alten Familiensitze kennt, wie sie jetzt immer

mehr verschwinden, jene Schlösser im barocken, schwerfälligen Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, umgeben von Gräben, eingepfergt von Wällen und Pallisaden, geschützt durch Mauern, die allenfalls einer langwierigen Belagerung Trotz bieten können, geziert durch eine Anzahl Vorbaue von allen Formen und bewacht durch Thürme, die ihre zierlichen Spitzen in die Luft erheben, der hat ein deutliches Bild von Schloß Dohna vor Augen. Wer aber eine solche monströse Steinmasse nie erblickt hat, wird durch die umständlichste Beschreibung schwerlich einen Begriff von einem alten Feudalsitz erhalten. Das Erbhaus meiner Väter hatte, obgleich bei demselben Alter, lange nicht diesen Rest des Alterthums aufzuweisen. Mein Vater, sich nach dem Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts richtend, nahm Aergerniß an gewissen immer wiederkehrenden Plumpheiten des alten Baustyls; er durchbrach Wände, schaffte einige Dutzend Spitzbögen ab, ließ einige

gothische Rosen zumauern, öffnete die Facade nach dem Garten zu und gab ihr breite Fenster im italienischen Geschmack. Dadurch beleidigt, zürnte ihm der Geist des alten Baues, und unsre Burg erhielt ein halb alterthümliches, halb modernes Ansehen; auf Schloß Dohna war dieses nicht der Fall. Die Besitzer waren selten auf ihrem Besitzthum gegenwärtig, und wenn es geschah so dachte Niemand daran an einem ehrwürdigen Gebäude, das von der Straße weit ab in dem ewigen Dunkel eines dichten Föhrenwaldes versteckt lag, neumodige Veränderungen anzubringen, die doch das Auge keines Reisenden gesehn und bewundert hätte. Man begnügte sich nur hier und da eine schadhaft gewordene Mauer auszubessern oder eine Schanze eingehen zu lassen. In dem ritterlichen und düstern Sinne Achill's lag es an einem Heiligthum dieser Art nichts zu ändern. Er begrub sich in die alten Mauern mit den unzufriedenen und stolzen Gesinnungen eines mächtigen

Vasallen, der mit seinem Fürsten zürnt. Er überschritt die Zugbrücke und hörte sie freudig hinter sich emporrasseln, er ging festen Schrittes durch die alterthümliche Gallerie im Hofe, die zu beiden Seiten mit Standbildern der Helden seines Stammes geziert war, und diese bärtigen Gesichter aus grobem Sandstein gehauen simpathesirten mit dem Trotz und der Wildheit seiner Stimmung. Die breite Stiege, die sein Großvater bei einem kurzen Besuche auf Schloß Dohna hatte anlegen lassen, mißfiel ihm, und er zog es vor auf der alten steinernen Wendeltreppe zu dem kleinen Saal zu gelangen, der die eine Ecke des großen Vierecks bildete und mit sechs Fenstern das weite Thal beherrschte, die einzige Stelle wo ein Durchhau dem Blicke Spielraum verstattete. In diesem Gemache hatte Dohna als Kind geweilt. Die braune Holztäfelung, die Ledertapete mit ihren Goldfiguren, die Stühle von Eichenholz mit den hohen Lehnen, der Schenktisch mit den alten

Gefäßen von Majolika — waren ihm erinnerlich; hierher ließ er seine Bücher bringen, hieher seinen Arbeitstisch setzen. Wo der Knabe mit hölzernen Soldaten gespielt zog der Mann ein, müde der Welt und ein eben so schuldloses Spielwerk, die Sisteme der alten Philosophen mit sich führend. An jenen hölzernen Armeen hatten sich die ersten Ideen von Ruhm und kriegerischer Ehre im Geiste des Knaben entzündet, diese hochfliegenden Träume hatten in der Welt keine oder doch nur ungenügende Realisirung gefunden, jetzt sollte das milde ruhige Licht, das den Lehrbüchern der Weisen entströmte, die Schatten verbannen, die das Mißlingen so manches ehrgeizigen Planes auf das Leben geworfen.

Hier fand ich den Freund wieder. Ich hatte Mühe den gefeierten Mann wieder zu erkennen, der einst für ein Modell männlicher Schönheit galt. Er sah bleich und seine Züge waren gefurcht. Eine einfache Hauskleidung, ein schlicht

in Locken fallendes, stark mit Grau gemischtes Haar benahmen seiner stattlichen Gestalt vieles von ihrer Eleganz, ohne ihr den angeborenen Adel, die aufrechte und kühne Haltung rauben zu können. Im Feuer des Gesprächs belebte sich auch dieses schöne dunkle Auge wieder, und eine flüchtige Röthe zauberte die Jugend neu auf die männliche Wange. Ich hatte mich anmelden lassen, er war auf meinen Empfang vorbereitet, allein er zog es vor mir in der eigenthümlichen Gestalt philosophischer Abgeschiedenheit zu erscheinen, als sich mit Putz und Gepränge zu umgeben, die ihm verhaßt geworden. Ich dankte ihm für diesen Beweis rücksichtloser Freundschaft.

Unsre Tagesordnung, während ich auf Schloß Dohna weilte, war einer festgesetzten Regel unterworfen. Sie war im höchsten Grade einfach und sagte mir, da ich von den Zerstreuungen und dem ewigen Taumel der Höfe kam, besonders zu. Am frühen Morgen fanden wir uns auf einer Ter-

rasse zusammen, nahmen ein erfrischendes Bad in fließendem Wasser, darauf ein spärliches Frühstück, und Jeder entfernte sich dann, um sich auf die ihm zusagende Weise zu beschäftigen, ich mit der Jagd, Achill mit seinen Büchern. Die Mittagsglocke brachte uns im Speisesaal wieder zusammen. Das Gespräch war hier allgemein, denn der Hausherr hatte die Sitte seiner Vorfahren adoptirt und seine höhere Schloßdienerschaft um sich versammelt. Man trank Wein mit Wasser gemischt, und die Zahl der Schüsseln stieg nie über vier. Der Abend gehörte uns beiden ausschließlich, und nie kann ich mich besinnen entzückendere Stunden genossen zu haben. Achill's Geist war von einer Milde und Gereiftheit, die mir immer neue Bewunderung entlockte. Je mehr er jede eitle und gezwungene Form entfernte, um so lebendiger trat der frische eigenthümliche Inhalt seines Charakters hervor. Er leugnete nicht in seinem Leben ehrgeizig gewesen zu sein, allein er fand, daß die

stoische Philosophie, die die Leidenschaften verwirft, dem Leben zugleich allen Reiz nimmt und es zu einem zweifelhaften Gute macht, unfähig die Regungen einer großen und kräftigen Seele zu befriedigen. Ich war nicht dieser Ansicht; meine Schicksale hatten mich gelehrt, daß in diesem ewigen Spiel der Begierden kein dauerhaftes Glück zu finden sei; meine Schmerzen überredeten mich leicht, daß die Lehre erhaben sein müsse, die das Gemüth in jene göttliche Ruhe senkt, die gleichweit entfernt ist von verstelltem Trotz wie von schlaffer Indifferenz. Ich lobte die Ruhe, die er hartnäckig und stolz verwarf, und dennoch war er der in Ruhe Weilende, ich der im Leben Umhertreibende. Dieser Widerspruch hob jedoch keine unsrer Gesinnungen auf, wir wurden Einer im Andern bewußt, wie ernst wir in unsrer Selbstprüfung zu Werke gingen, und wie dennoch in unsre Anschauungen sich jene Illusionen und Täuschungen mischten, die strebenden Geistern stets

eigen sind. Achill sprach von dem Glück keine Leidenschaften zu haben, und in demselben Moment ward seine Seele vom Bild des Ruhmes erfüllt. Indem er dem Ehrgeiz auf immer den Abschied gab, machte er heimlich Pläne ihm die größten Opfer zu bringen. Ich dagegen sprach das Lob der Leidenschaften aus, mit einem Herzen, das wahrhaft und unverstellt nach Ruhe dürstete; ich lobte die kecke Aufregung der Geister, und mein eigener blickte mit Sehnsucht in ein fernes Paradies, wo jeder Kampf endet und jeder Streit sich in seliges Genügen auflöst.

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts begann grade jetzt ihre schwungvolle Laufbahn. Immer mehr beschäftigte das Zusammenstürzen der alten scholastischen Gerüste die Aufmerksamkeit der Laien. Die Denker waren schon darüber hinaus und wendeten sich den großen hervortretenden Ereignissen im Felde des Gedankens zu. Auch ich hatte das prächtige und fabelhafte Schloß,

das ich mir aus den Brocken der Lehre von Leibnitz mit kindischer unkräftiger Hand aufgethürmt, manchen Stoß erleiden sehen. Vor den siegenden Waffen einer materiellen Lehre flohen die schattenhaften Ideale. Newton, Leibnitz, Descartes, Bacon, traten nach einander hervor, und ihre Schriften wurden eifrig studirt, kommentirt und bestritten. Voltaire, Rousseau, Diderot thaten die ersten kecken entscheidenden Schritte. Man staunte, man wußte sich nicht zu fassen; eine ungeheure Bewegung griff um sich; allein diese Aufgeregtheit hatte noch auf das Leben nicht den geringsten Einfluß; der Staat, die Religion bewegten sich ungehindert in den gewohnten Formen. Wir Uneingeweihte hatten nun die Wahl, entweder ein idealer Glaube an unendliches Fortschreiten, an fortgesetzte Vervollkommnung, oder der Genuß der Gegenwart, verschönert durch allen geistigen Zauber einer stolzen Philosophie, einer glänzenden Moral, aber ohne Hoffnung auf ein Jenseits,

ohne die mindeste Zusicherung, daß es noch Befriedigungen gäbe außerhalb den Grenzen eines verfeinerten Geistes und geläuterter Sinne. Achill bekannte sich ziemlich uneingeschränkt für diese letztere Lehre, ich für die erstere. Beide lasen wir aber die Spöttereien der neuen Sekte mit großem Vergnügen. Es handelte sich in allen diesen Schriften scheinbar nur immer um Abstellung alter Mißbräuche, und wer hätte diesem Begehren nicht beistimmen sollen? Wir, als die Söhne einer verderbten in geschmacklosen Formen erstarrten Zeit, wir mußten nothwendig der versprochenen Befreiung entgegenjauchzen. Montaigne war uns schon zu zahm und zu veraltet. Seine Ideen über den Staat, über die Religion, über den Tod, und namentlich über den Selbstmord, waren für unsre Aufregung mit zu großer Mäßigung aufgefaßt. Seine Gelehrsamkeit war ermüdend. Die alten Autoren, aus denen er ewig schöpfte, schienen mit ihrer Kälte und Abgeschlos-

senheit den neuen Geistern nicht mehr zu genügen. Höchstens galten Plato und Aristoteles für alle Zeiten als Muster, und ihre Namen wurden Schildträger der neuen Partheien. Die Dogmen der christlichen Religion kamen am übelsten weg; die mystische Erleuchtung der Konzilien und Kirchenväter wurde gegen die Aussprüche der griechischen und römischen Weisen gestellt, als ein Gemisch dumpfen Aberglaubens und scholastischer Spitzfindigkeiten verschrieen.

Wenn man einige Zeit der Menge gefolgt war und blieb nun stehen, dann konnte es nicht fehlen, daß man sich ernstlich fragte: wohin führt nun aber dieser Weg? Das Ungewisse jeder Antwort mußte Schrecken und Besorgniß erregen. „Diese Frage," antwortete ich Achill, „muß die Zukunft lösen; an uns ist es immer fortzuschreiten, und so viel wir vermögen jedes Hemmniß aus dem Wege zu räumen."

„Aber wozu der ganze Weg?“ rief Achill. „Welch einem Ziel gehn wir entgegen?“

„Diese Frage kümmert mich nicht,“ entgegnete ich. „Es genügt mir, wenn mir der Ruhm bleibt rechtlich und wo möglich groß gehandelt zu haben.“

„Der Ruhm?“ entgegnete Achill und warf sich aufgeregt in einen Sessel am Fenster, einen unruhigen Blick auf die im Abendlicht glänzende Gegend richtend, „was ist der Ruhm? Welch ein leeres eitles Phantom. Wenn wir nach der Lehre unsrer neuen Weisen die Geschichte für die höchste Offenbarung halten, wo finden wir einen Mann, den der Ruhm auf eine unzweifelhafte Weise gekrönt hat? Wo zeigt sich uns ein Mann, an dessen Größe kein Zweifel, kein Tadel haftet? Wir sind gezwungen zu forschen, und wenn wir forschen, so entdecken wir, daß wir nichts zu bewundern, nichts wahrhaft zu lieben und zu verehren haben, daß alles Heuchelei, Täuschung, Maske ist.“

„Nein,“ rief ich lebhaft, „die Geschichte ist wahr, ihre Ueberlieferungen sind untrüglich.“

„Untrüglich?“ wiederholte Achill spottend. „Kennen Sie einen Charakter, der edler dasteht, als der eines Brutus? Gibt es Namen, die einen schönern vollern Klang uns in die Seele flößen, wie der dieses uneigennützigen heldenmüthigen Römers? Und doch; hören Sie was dieses Urbild männlicher Tugenden sich alles zu Schulden kommen ließ. Er trieb den schmutzigsten Wucher, er war stets bereit die Ruhe und selbst das Leben der unschuldigsten Bürger seiner unersättlichen Habgier zu opfern. Cicero selbst, der wärmste seiner Freunde, hat uns diese Schändlichkeiten in seinem vertrauten Briefwechsel mit Atticus enthüllt. Brutus lieh sein Geld zu 48 Prozent aus an die Könige des Orients und an die der römischen Herrschaft unterworfenen Städte. Da er selbst die Unschicklichkeit davon fühlte, that er es unter dem Namen eines gewissen Scaptius. Ferner

war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der Schlacht von Pharsalus die Parthei des Pompejus verließ, und dem Cato und den Vertheidigern der Republik den Rücken wandte, kein Beweis seiner Beharrlichkeit an den republikanischen Grundsätzen. Wo bleibt also in allem diesem der edle Philosoph, der tugendhafte Römer, der seinen Wohlthäter mordete, um das Volk zu retten? Wo sind die Zeugnisse auf welche sich sein Ruhm stützt? die Schriften seiner Anhänger; sein Leben, das sein Schwiegersohn Bibulus und sein Freund Volumnius geschrieben haben. Und wenn wir die Gewißheit verlieren mit allen Motiven unsrer Handlungen ohne Verfälschung der kleinsten Wahrheit auf die Nachwelt zu kommen, welch ein Ansporn zu großen Thaten kann uns dann das Bild des Ruhms gewähren? Müssen wir nicht die Geschichte verachten als ein Gewebe von willkührlichen Mährchen, und indem wir verschmähen unter diesen verrückten Fabeln eine Stelle einzunehmen,

muß uns nothwendig ein zurückgezogenes Leben in Leidenschaftlosigkeit und Stille zugebracht als das Wünschenswertheste erscheinen.“

„So hätten Sie also Unrecht gethan,“ rief ich heftig, „sich Ihrem Vaterland zu widmen? So wären alle Ihre verdienstliche Handlungen, die die Beförderung Ihrer Ehre und das Wohlergehen Anderer bezweckten, eben so viel Vorwürfe, die Sie sich zu machen hätten?“

„In der That, besser wäre es gewesen, ich hätte die heimathliche Scholle urbar gemacht und den Kohl in meinem Garten gepflanzt.“

„Ach das heißt mit andern Worten: weil Sie nicht die höchste Staffel erreichten, so erscheint Ihnen jede schon erreichte nicht der Rede werth. Aber bedenken Sie, Achill, daß grade dieser maßlose Ehrgeiz das Uebel ist wogegen die Philosophen warnen. Wenn der Ruhm ein zweifelhaftes Gut, wenn das Zeugniß der Geschichte

wankend ist, so bleibt uns doch noch unser eigenes Bewußtsein, und dieses kann Niemand uns entreißen."

„Das ist wahr, und ich ehre den verkannten Edlen, der sich im Schutze dieses Bewußtseins glücklich fühlt, während die Welt alle Bitterkeiten auf seine Seele häuft. Aber wozu so große Last sich aufladen? Wenn ich mit der Ueberzeugung ins Leben trete, daß der weise und vorsichtige Mann zum Untergang bestimmt ist, während der leichtsinnige Thor siegt, wozu dann ein ruheloses Dasein an die Erstrebung von Ekel und Beschämung wenden? Warum nicht in Ruhe und Zurückgezogenheit einen Preis erstreben, der mir nicht entgehen kann, der meiner Ruhmbegierde zwar nicht schmeichelt, aber ein desto ungetrübteres Bewußtsein gewährt."

„Nein, Achill, dieses zu entscheiden lag Ihnen nicht ob. Sie waren mit gewissen Fähigkeiten, mit einem bestimmten Streben geboren, und diesem

nachzukommen, jene in Thätigkeit zu setzen, wurde Ihrer Natur Bedürfniß."

„Allerdings, allein ein Bedürfniß, das zu unterdrücken die Philosophie mich hätte lehren sollen."

„Sie irren, so weit geht die Macht keiner Philosovhie. Nie hätte ein Sistem, und es sei das weiseste und trefflichste, aus Alexander einen Anachoreten gemacht. Wir können die eigenthümliche Beschaffenheit unsrer Seele nie verläugnen; drängt diese nach Thaten, so müssen sie vollbracht werden."

„Also wären die Lehren der Weisen unnütz."

„Ich halte nicht viel von ihnen. Ihre Grundsätze lassen sich auf die zwei einfachen Sätze zurückführen: Sei im Glück mäßig und im Unglück verzage nicht. Diese Maxime nimmt mehr oder weniger jeder vernünftige Mann an, wenn er ins Leben tritt. Das Uebrige macht uns zu Heuchlern, zu Betrügern, oder nöthigt uns Selt-

samkeiten auf, die nicht in unsrer Natur liegen, und die uns unglücklich machen.“

Bei diesen Worten ging eine Wolke des Unmuths über Achill's Stirne. Ich sah in seiner Seele den Kampf, den alte Erinnerungen und frühere Grundsätze mit den Ideen, denen er jetzt nachhing, erregten. Nach einer langen Pause setzte er das Gespräch fort, indem er mit düsterm Tone ausrief: „Es ist augenscheinlich, daß ich mein Leben anders hätte einrichten sollen, daß ich die Hälfte, ja mehr als zwei Drittheile davon für verloren achten muß. Und dieser Gedanke, wenn ich ihn lange verfolge, könnte mich zum Selbstmord treiben.“

„Achill!“ rief ich, faßte ihn an beiden Schultern und sah ihm drohend und erschreckt ins Auge. Er nahm meine Hände, drückte sie zärtlich und sagte mit einem zerstreuten Lächeln: „Verstehe mich recht, Freund meines Herzens; ich könnte mich aus dieser Welt hinausfördern, aber ich

werde es nicht, und daß ich es nicht thue daran ist meine Philosophie Schuld, die das Unglück hat dir so sehr zu mißfallen."

„Und worüber beklagst du dich?" rief ich lebhaft, von dem kältern „Sie" auf das vertraulichere „Du" übergehend, wie es immer in Folge unseres lebhafter werdenden Gesprächs zu geschehen pflegte. „Kann die Ungnade eines unwürdigen Günstlings dir wirklich so wehe thun?"

„Ich gestehe dir," rief Achill und schmiegte seinen Arm vertraulich um meinen Nacken, „ich gestehe dir, daß man mir ein anderes Lied an der Wiege sang, als es das Wehen des Sturmwinds ist, der hier um die Zinnen dieser ehrwürdigen Veste heult. Lange bevor du noch um deine hübsche Taille den Degen schnalltest, den dir König August gab, hatte ich den meinigen schon in Schlachten geführt, die heftig und blutig genug waren, um einem jungen Bürschchen von fünfzehn Jahren einen deutlichen Begriff von dem zu

geben, was Männer Ruhm und Ehre nennen. Wäre ich doch nie aus dem Lager geschieden. Ich kam nach Dresden, ich sah jene Frau, die mein Unglück und meine Größe machte, und ward von ihr geliebt lange bevor der König sie kennen lernte. Ihre Zärtlichkeit duldete den Gedanken nicht, mich fern in der Armee zu wissen, sie besänftigte immer wieder die Stürme der Leidenschaft, die mich antrieben die Ruhe des Hofes zu fliehen und die Gefahren zu suchen. Verdammungswerthe Liebe! Fluchwürdige Ruhe! Die Arbeiten des Kabinets, in die ich eingeweiht wurde, waren meinem strebenden Geiste bald verständlich und vertraut. Ich stürzte mich mit eben dem Feuer und der Beharrlichkeit in das neue Geschäftsleben. Es konnte nicht fehlen, ich mußte dabei zu einigen befriedigenden Resultaten gelangen; du hast mich damals in meinem Glanze gesehen, wo Männer mir huldigten, deren anerkannte Verdienste die meinigen weit überragten.

Diese Erfolge machten mich nicht glücklich. Mein König, mein Wohlthäter, mein Freund war mein Nebenbuhler. Ich litt unsäglich und die köstlichsten Früchte des Ruhms schmeckten meinem Gaumen bitter. Endlich gelingt es mir diese thörichte Liebe aus meinem Herzen zu reißen; ach da sehe ich, daß unterdessen die Jahre dahingeschwunden. Das Glück, müde meiner Träumerei, entflieht von meiner Schwelle, und grade jetzt muß die Flamme des brennendsten Ehrgeizes meinen Busen füllen. Was soll ich mit der Handvoll Jahre, die mir noch bleiben, anfangen? An den Aufbau welches Altars, welches Tempels diese ermüdeten Kräfte wenden? Aber es bleibt mir noch eine Hoffnung, es glänzt mir noch ein Gestirn, ich habe noch einen Namen, an den ich meine Wünsche kette.“

„Ist es Zeno, Epictet oder Aristoteles?“ fragte ich.

„Nein, es ist Friedrich, König von Preußen.

Er ist bei mir gewesen, er hat mich auf einer seiner Reisen durch diese Provinz mit seinem Besuch beehrt. Hier war die Stelle, wo wir lange über einen ähnlichen Gegenstand wie heute mit einander sprachen. Ach, Sylvan, ich werde nie diese Stunde vergessen."

„Wer war bei ihm?"

„Niemand. Er trat eines Abends bei mir ein, und blieb vor meinem Schreibtische stehen. Er nannte seinen Namen, denn es war dunkel, und ich erkannte ihn auf den ersten Augenblick nicht. Seine Adjutanten und Pagen waren im Vorgemach zurückgeblieben. Ich war mit dem Manne allein, Sylvan, auf den sich jetzt die Blicke Europens wenden; ich war mit ihm allein, und ich muß gestehen, ich betrug mich anfangs scheu wie ein junges Mädchen, dem man zum ersten Mal ein tête-à-tête mit dem Geliebten gestattet. Aber die Seele, die aus seinen Augen sprüht, versengt und schmilzt jeden andern Ge-

danken, der nicht er ist. Ich sprach mit ihm wie ich mit meinem Genius sprechen würde, wenn er mir plötzlich in körperlicher Gestalt erschiene; ich hatte ihm nichts zu verheimlichen. Unsre frühere Bekanntschaft wurde jetzt ein vertrautes Begegnen. Er schied von mir und hatte einen Unterthan mehr."

„Wie, also sind Sie in seinem Dienste?" fragte ich und zwang mich den Unwillen zu unterdrücken, der sich lebhaft in mir regte.

Er antwortete nicht, sondern machte nur eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe. Wir schwiegen beide. Das Gespräch mit seinem ominösen Ausgange hatte mir wehe gethan. So sehr ich Achill liebte verhehlte ich mir nicht, daß sein jetziges Handeln die Achtung schwäche, die ich für diesen ausgezeichneten Mann gehegt. Es war nur zu deutlich, daß der Unmuth über Vergangenes und ehrgeizige Pläne für die Zukunft ihn zu einem falschen Schritt verleitet hatten, der

nothwendig die verderblichsten Folgen nach sich ziehen mußte. Doch verschloß ich meine düstern Ahnungen im Busen; ich sah ein, daß ihre Kundmachung nichts genützt und nur dazu gedient hätte den unglücklichen Freund gegen mich aufzubringen.

Ein merkwürdiger Mann betritt den Schauplatz der Geschichte.

Eines Tages traf ich bei einem meiner Spaziergänge in der Nähe des Schlosses auf einen Mann, dessen Kleidung und Phisiognomie etwas Auffallendes hatte. Er war groß von Wuchs, etwas korpulent, ein langer grauer Oberrock, der nach einem besondern Schnitt gemacht war, reichte ihm fast bis auf die Fersen, schwarze Strümpfe, Schuh mit Zinnschnallen, ein Hut mit einer breiten Krämpe und schlichtes braunes Haar vollendeten das Bild. Er saß auf einer Bank vor einer Schenke und schien so in Betrachtungen vertieft, daß er nicht eher aufschaute als bis ich dicht vor ihm stand. Jetzt lüftete er den Hut, grüßte und ich blickte in ein bleiches Gesicht, in dem zwei freundliche kleine Augen glänzten. Er

schob eine gläserne Kanne frischen Wassers zur Seite und schien damit andeuten zu wollen, daß der Platz neben ihm für mich frei stehe. Es lag so viel Wohlwollen in diesem kleinen Winke, daß ich ohne mich zu bedenken ihm folgte. Wir saßen beisammen, und mein Gesellschafter steckte ein Büchelchen ein, in dem er gelesen hatte. Es war natürlich, daß die vor uns ausgebreitete Landschaft der erste und ungezwungene Gegenstand zum Gespräch wurde. Schlesien ist nicht berühmt wegen seiner pittoresken Gegenden; aber so dürftig seine Reize auch sind, sie bilden dennoch ein eigenthümliches Bild wirthlicher Wohlhäbigkeit und stillen friedlichen Fleißes, das dem Gemüthe des Beschauers, je länger er es betrachtet, desto wohlthuender wird. Diese Auffassung lag nahe, und es konnte als kein Zeichen besonderer Genialität gelten sie zu ergreifen, allein auf die eigenthümliche Weise, wie es von meinem Gefährten geschah, erweckte sie meine ganze Theilnahme. Es waren

seinen Bemerkungen eben so die frische ungekünstelte Wahrnehmung eines Landbebauers, als die höher gestellten Ansichten des Staatsmanns und Denkers eingewebt. Seine Sprache war ohne zierlich zu sein von einem schönen Gepräge voll körniger bezeichnender Ausdrücke; hier und da mischte sich ein Bild, eine Metapher ein, die an den Dichter erinnerte. Man konnte annehmen, ein einflußreicher Mann, in den verschiedenartigsten Geschäftskreisen sich bewegend, ergötze sich daran im Schoße eines ländlichen Aufenthalts sich in der äußern Erscheinung völlig den niedrigen Ständen gleichzustellen, um auch diese zu studiren, aber dieser Ansicht widersprach bei näherer Betrachtung die wirkliche, nicht geborgte Einfachheit im Wesen des Mannes. Er wurde von den Bauern, die aus dem Hause traten, oder die des Weges vorbeizogen, an seinem Taufnamen genannt und mit einem Händedruck begrüßt. Er kannte sie, er fragte nach ihren Verhältnissen, und

nichts ließ den Beobachter in diesem Verkehr an der ungekünstelten Intimität zweifeln, in welcher er mit diesen Leuten stand. Der schlesische Dialekt ist zu eigenthümlich, als daß es so leicht sein sollte ihn bis zu diesem Grade von Vollkommenheit, wie der Fremde ihn sprach, in kurzer Zeit der Bekanntschaft nachzuahmen.

Ich beschäftigte mich noch mit dieser Untersuchung als mein Nachbar sich zu mir wandte und mit bewegter Stimme sagte: „Jetzt eben höre ich wieder von einem neuen Unglücksfalle, den der Krieg veranlaßt hat. Meine armen Kinder! Ist es denn nicht möglich, daß die Großen dieser Erde das Leid in ernstliche Erwägung ziehn, das ihre Streitigkeiten über ein armes unschuldiges Land bringen.“

Ich glaubte nach diesen Worten zu erkennen, daß mein unbekannter Freund der Schullehrer oder der Küster des Orts sei. Demnach setzte ich das Gespräch fort, war aber nicht wenig erstaunt

als durch eine zufällige Wendung desselben der Mann im grauen Oberrock sich vollkommen bekannt an den Höfen von Berlin, Wien und Kopenhagen zeigte. Wie kommt ein Landschullehrer in diese Kreise? Ich nahm meine andre Hipothese auf und erklärte nun den Geheimnißvollen für einen Gutsbesitzer in der Nähe, der den Sonderling spielte, aber auch hier wurde ich irre gemacht, denn im Laufe einer neuen Erörterung erfuhr ich, daß ich es mit einem Doktor der Universität zu Oxford zu thun hatte. Ich verzweifelte hinter die Wahrheit zu kommen, und stand endlich nach zwei Stunden eifrigen und höchst interessanten Gesprächs auf, um mich zu empfehlen, und schied von dem Manne ohne nur im mindesten gewiß darüber zu sein, ob ich ihn für einen Schullehrer, einen Edelmann, einen Höfling, einen Bauern oder einen berühmten Gelehrten halten sollte. Alle diese verschiedenen Eigenschaften hatte er nach und nach entwickelt. Ein solches chamäleonisches

Wesen war mir noch nicht vorgekommen, und die Betrachtungen auf meinem Rückwege waren ausschließlich diesem Unbekannten gewidmet.

Ich theilte Achill die Entdeckung mit und er hörte mich mit jenem Lächeln an, das wir immer annehmen, wenn wir von einem alten Bekannten sprechen hören. „Ihr gutes Glück,“ erwiederte er, „hat Sie zu der „großen Merkwürdigkeit“ unserer Gegend geführt. Sie haben ohne es zu wissen den sogenannten Apostel-Grafen kennen gelernt.“

„Ein Apostel-Graf?“ fragte ich befremdet.

„So heißt der berüchtigte Sektirer, der Graf von Zinzendorff,“ rief Achill. „Sie werden doch von ihm schon sprechen gehört haben?“

„Allerdings. Also das war er?“

„Der neue Heilige,“ sagte Achill mit einem spöttischen Lächeln. „Der Mann, der als Knabe eine Korrespondenz mit dem Herrn Christus führte, indem er kleine Zettel zum Fenster hinaus warf,

sie vom Winde wegwehen ließ und dann die Nacht darauf im Traume die bestimmteste Antwort erhielt.“

Ich versank in Nachdenken; das Bild des Mannes tauchte neu in mir auf. „Jetzt erkläre ich mir seine vielfachen Gestalten,“ rief ich; „denn hat er nicht das merkwürdigste Leben gehabt, das ein Sterblicher führen kann.“

„Er ist von der Gnade unmittelbar geführt worden,“ entgegnete Achill mit demselben sarkastischen Tone, „und da ist es kein Wunder, daß das Wunder bei ihm zu den alltäglichsten Dingen gehört. Anfangs Page, dann eine Zeitlang in Geschäften, endlich erleuchtet, die Geschäfte von sich werfend und in den Kirchen betend, darauf diese Kirchen verachtend und sich selbst zum Propheten machend. Abwechselnd auf der Landstraße, ohne Geld, in den Schenken geprügelt und dann auf einem Berge wie der Erlöser eine Rede haltend und Hunderttausende um sich sehend. In

Folge dieser Aufregung von der Polizei verfolgt, durch Steckbriefe bezeichnet, nach Amerika flüchtend, zugleich Backenschläge und ein Doktordiplom ärndtend, endlich hier eine Gemeinde bildend, die die fünf Wunden verehrt und Liederchen auf das Lamm macht. Alle diese Dinge hat der edle Graf durchgemacht, und er ist nicht wenig stolz darauf so ganz besonders von der Gnade geführt worden zu sein. Ich halte ihn für einen Heuchler und verachte ihn.“

„Schade darum,“ rief ich, „ich wollte Sie gerade bitten ihn auf Ihr Schloß einzuladen.“

„Das kann bei alledem geschehen,“ erwiederte Achill. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht die kranken Reden dieses Schwärmers anzuhören.“

„Aber ich versichere Dich, er hat kein Wort von religiösen Dingen gesprochen. Du mußt Dich in der Person irren.“

„O nein. Es ist Zinzendorff — es gibt nur ein Exemplar dieser Gattung. Er glaubt von

mir, daß ich ein arger Spötter sei, und deshalb meidet er mich, wenn er jedoch annehmen kann Dich hier zu finden und vielleicht ein Bekehrungsgeschäftchen zu machen so kommt er gewiß. Ich verspreche Dir diesen christlichen Löwen sammt seinem Lamme in den Bereich dieses Zimmers einzufangen.“

Es geschah auch und ich hatte die Freude den Stifter der mährischen Brüder mit mir eine Art Freundschaft schließen zu sehen. Er näherte sich mir mit einem Vertrauen, einer rücksichtlosen Offenheit, die nur die Frucht einer unermeßlichen Verstellung oder das Ergebniß eines engelgleichen Herzens sein kann. Mit der Falschheit der Welt in stetem Verkehr war ich überrascht und fast erschreckt von dieser Kindlichkeit, ich wußte keinen Namen für gewisse Geständnisse und Vertraulichkeiten, die er ohne Arg in meinen Busen ausschüttete. Ich glaubte jeden Augenblick mich zur dûpe gehalten zu sehen und im nächsten Moment

war ich empört über mein Mißtrauen, über meine Verblendung, daß ich weltlichen Spott, weltliche Zwecke bei einem Manne voraussetzen konnte, der sich mir im Drange der glühendsten Liebe offen hingab, der so wenig Arg hatte, daß er nicht einmal zu verstehen schien was Spott war. Die epigrammatischen Einfälle Achill's glitten machtlos an seiner milden sich immer gleichbleibenden Ruhe ab. Nie gerieth er in Leidenschaft, nie versuchte er ein Wort der Erwiederung. Seine einzigen Waffen waren ein sanftes Lächeln und eine Bitte um Entschuldigung, wenn er vielleicht ohne es zu wollen Mißbehagen errege. Ich kann mich nicht enthalten hier ein kurzes Gespräch mitzutheilen, das Achill, der Graf und ich mit einander führte.

Achill. Sie wollen ein Christ sein, ein besserer als wir, und gehen darauf aus eine neue Kirche zu gründen. Gestehen Sie, daß darin eine Anmaßung liegt, die sehr wenig mit der Demuth eines wahren Christen gemein hat.

Der Graf. Sie irren, mein Lieber. Wer sagt, daß ich eine neue Kirche gründen will? Ich gründe keine neue. Christus hat seine Kirche für alle Zeiten gegründet.

Achill. Allein Sie besuchen nicht den öffentlichen Gottesdienst.

Der Graf. Ich besuche ihn wohl; ich bin im Schoße der reinen evangelischen Lehre aufgewachsen, und ich gedenke sie nie zu verlassen.

Achill. Sie können nicht leugnen, daß Sie eine eigne Gemeinde gebildet haben.

Der Graf. Eine Gemeinde, ja — aber keine neue Kirche. Wir sind ein Häuflein Brüder und Schwestern, die sich aus der großen Schalkheit der Zeit hinausgerettet haben in die Einsamkeit des Herrn.

Ich. Ist denn die Zeit so böse? —

Der Graf. Sie ist sehr böse.

Achill. Aber da wäre es ja verdienstlicher sich mit den Schlimmen herumzuschlagen und ihnen

obzusiegen, als in der Einsamkeit sich aller Versuchung zu entziehen.

Der Graf. Es ist Keiner frei von der Prüfung. Wir haben unsre Versuchungen wie die Andern.

Achill. Aber sie haben die Ueberzeugung, daß wenn sie der Versuchung unterliegen und fallen, daß Gott sie eigenhändig wieder aufhebt.

Der Graf. Ja, diese Ueberzeugung haben wir.

Achill. Diese Ueberzeugung ist aber ein hochmüthiger Dünkel. Warum soll Gott uns Andre nicht auch aufheben? Weil wir nicht an das Lamm glauben?

Der Graf (ernst). Das ist die Ursache.

Achill. Wie absurd. Was soll dieses Mährchen mit dem Lamm? Was soll die ganze Legende von Christus? Ist's nicht genug einen allmächtigen Geist über der Schöpfung anzunehmen, und diesen Geist in Vermittelung mit uns durch die Lehren und das Beispiel der weisesten Denker?

Muß ich noch mystisch diesen Gott in drei Theile zerlegen, um so jedes einzelne Theilchen desto bequemer zu verehren? —

Der Graf. Sie können es noch kürzer haben; Sie brauchen an gar keinen Gott zu glauben, so sind Sie das Ganze und auch die drei Theile los.

Achill. Vortrefflich, Sie fangen an zu spötteln.

Der Graf. Ich spotte nie. Ich will nur bemerken, daß man über den Glauben nie streiten soll.

Ich. So lassen Sie uns über mehr weltliche Dinge sprechen. Was halten Sie von den Anfechtungen, von den Trübsalen im Leben?

Der Graf. Ich danke Gott, wenn er mich preßt,
Und danke ihm, wenn er mich
wieder entläßt.

Achill. Eine sonderbare Philosophie.

Der Graf. Keine Philosophie.

Achill. Was ist's denn?

Der Graf. Ein Sprüchlein, im Munde des Volks.

Achill. Und mit diesen Sprüchlein wollen Sie in den Verwirrungen des Lebens auslangen?

Der Graf. O mit noch viel weniger. Mein Wissen ist meinem Glauben untergeordnet. —

Ich. Und dennoch haben Sie sich wissenschaftlichen Disputationen unterworfen?

Der Graf. Unterworfen! das ist das rechte Wort. Freiwillig hab ich es nicht gethan. Denn durch die allerklügste und überzeugendste Erörterung ist noch Niemand in den Zustand der Gnade versetzt worden. Das Wissen wendet sich immer nur an das Wissen.

Achill. Demnach wären die Schriften der alten Weisen unnütz oder gar schädlich?

Der Graf. Wenn man sie im Zustande der Gnade liest, so können sie heilsam wirken, ohne diesen stiften sie nur Zweifel und Verwirrung.

Achill. Der Zustand der Gnade! Immer wieder muß ich diese unverständliche Formel hören. Wie gelange ich denn in den Zustand der Gnade?

Der Graf. Einzig durch das Verdienst Christi.

Achill. Es ist genug, wollen wir abbrechen.

Er entfernte sich, unwillig darüber mit einem hirnlosen Schwätzer seine Zeit verplaudert zu haben. Ich blieb mit dem neuen Propheten allein. Unsre Unterredung nahm sogleich nach Achill's Entfernung einen völlig von dem obigen verschiedenen Charakter an. Die kurzen scharfgestellten Fragen verschwanden und eine warme offene Mittheilung trat an ihre Stelle. In meiner Brust fanden seine Worte Anklang; ich gab dieser milden an's Mystische streifenden Lehre von der Liebe meinen unverkennbaren Beifall. Nie hatte ich noch so von Religion sprechen hören. Er bat mich seine Gemeinde zu besuchen und ich sagte zu. Wenige Tage darauf fand ich mich auch in Herrnhut ein. Dieses war der Sitz der „mährischen Brüder.“ Seit jenen Tagen ist die kleine Gemeinde zu einer merkwürdigen einflußreichen und weit verbreiteten Sekte angeschwollen, damals waren es nur wenige

Häuser, die auf Grund und Boden eines Grafen Reuß und unter dessen unmittelbarer Botmäßigkeit standen. Die Brüder und Schwestern hielten ihre Versammlungen unter Absingung eigends vom Grafen gedichteter frommer Lieder, sie hielten zusammen Liebesmahle, und diese waren das Rührendste, was ich jemals im Leben erblickte. Sie zeigten ein Bild der Liebe, des Vertrauens, der süßesten unwandelbarsten Einigkeit, wie sie die ersten apostolischen Zeiten muß ausgezeichnet haben; es war, wie der Graf sagte, ein Häuflein Getreuer, die der Herr aus der großen Verwirrung herausgerettet hatte, damit sie ihm im Frieden dienen und sich seiner Liebe freuen sollten.

Aus allen Weltgegenden, allen Welttheilen waren hier Pilgrimme versammelt, aus den höchsten wie aus den niedrigsten Ständen. Alle nannten sich „Du" und alle liebten einander wie Brüder. Mancher Edle, den das Leben hart verwundet, den die Liebe verrathen, die Treue

verlassen hatte, fand hier ein Asyl. Der Unglaube kehrte besiegt in den Schoß des kindlichsten Glaubens zurück und wurde ohne Vorwurf mit Thränen des Entzückens empfangen. Der Ehrgeiz und die Prunksucht warfen ihre flitternden Gewande ab und hüllten sich in das einfachste Kleid, um zu dienen wo sie herrschen konnten. Jede Schuld schien getilgt, jede Erinnerung erloschen. Das Leben in der Welt mit seinen Täuschungen und Qualen, mit seinen kurzen Triumphen und endlosen Verfolgungen schien abgethan und nie mehr von ihm die Rede. Christus, der für Alle litt, hatte das Leiden jeder einzelnen Brust ausgetilgt. Nur himmlische Ruhe, gottergebne Freudigkeit füllten das kleine Plätzchen im Busen, wo früher so unaufhörlich die Leidenschaften getobt hatten.

Ich wohnte einer Bestattung bei. Der Gottesacker war ein Garten so blühend und üppig, wie mir kein anderer Garten vor dem Gedächtniß

schwebt. Man senkte die Hülle des Vollendeten in die Blumen des Frühlings, und dort, wo er verschwunden war, hob sich ein Rasensitz, und auf diesem weilten an schönen Sommerabenden die zurückgelassenen Lieben. Der Tod hatte nichts Schreckliches; es war eine freudige Berufung in die unmittelbare Nähe des Erlösers. Was konnte entzückender sein, als dem Gegenstande seiner glühenden Liebe auf ewig anzugehören, und der letzte Seufzer des sterbenden Bruders bezeichnete den Beginn dieses unaussprechlichen Glückes. Darum sprach man auch nie vom Tode, sondern vom „Heimgange" eines Bruders. Man konnte nicht bezeichnender diese eigenthümliche Auffassung wiedergeben: ein Kind von seinen Eltern entfernt, auf langer Pilgerreise umhergetrieben, von Kummer und Noth in der Fremde gedrückt, kehrt heim zum Hause seines Vaters. Jubel und Freude bei seinem Empfang! Das Erbarmen und die Güte öffnen ihm ihre Arme; der wunde Fuß, die

zerrissene Hand, die Stirn, die blutgemischter Schweiß deckt, werden gekühlt, geheilt, getrocknet, es sitzt der lange Vertriebene, der arme Gedemüthigte auf dem Ehrenplatz des Tisches; die Sehnsucht ist gestillt, der Glaube fühlt seine unruhige und begehrliche Flamme am Busen göttlicher Erfüllung. Alle Zweifel finden ihre Erlösung, alle Wünsche ihr Ziel. Es bleibt nichts mehr auf dem Grunde des Herzens von Bitterkeit und Entrüstung, es birgt sich mit seiner ganzen Fülle im Schoß der Liebe.

So ruhig das Ende, so bewegt ist oft das Leben des Bruders. Er wandert aus, das Evangelienbuch unterm Arm und trägt diesen kostbaren Schatz unter die Palmen Indiens, wie unter die beschneiten Hütten der Bewohner der Polarländer. Verfolgt und verhöhnt hört er nie auf von Liebe zu sprechen, geschlagen und bedrängt predigt er Frieden. Während er die sanftesten Lehren vorträgt wird er das Opfer der grausamsten Bar-

barei. Ehe er noch Zeit hat den Märtirertod der ersten Bekenner zu schildern, schließt derselbe Tod seine beredten Lippen. Jedes Zeugniß der Apostel muß er bereit sein mit seinem Blute zu unterschreiben, den Kampf früherer Jahrhunderte täglich erneuen, und für so viel Muth, Entbehrung und Gefahr empfängt er keinen irdischen Gewinn; er ist der Miethling keines Herrn, er erhält keinen Lohn, es ist die Liebe die ihn antreibt und lohnt, es ist der Aufblick zu seinem himmlischen Herrn und Meister, der ihn in Gefahren stark macht, in denen Tausende erliegen würden.

Indem wir eines Abends das Gemeindehaus verließen, faßte mir der Graf mit seiner gewohnten Herzlichkeit die Hand, drückte sie zärtlich und sagte mit einem eigenthümlichen schmachtenden Ton in der Stimme. „Wie gefällt es Ihnen bei uns, theurer Bruder. Haben wir die Hoffnung Sie auch einst zu den unsrigen zu zählen?“

„Aufrichtig gestanden, edler Herr,“ erwiederte ich, „für jetzt bin ich noch zu weltlich gesinnt, um in diese friedliche Gemeinde zu passen; allein es können Zeiten kommen, vielleicht sind sie schon nahe, wo meiner Seele diese gotterfüllte Stille Bedürfniß sein wird. Alsdann weiß ich an wessen Thüre ich klopfe.“

„An die meinige,“ schrie der Graf in Extase und schloß mich fest in seine Arme. „Guter, edler Bruder, komme bald. Siehe der Herr lockt dich mit Freundlichkeit, er breitet alle Reichthümer seiner Liebe vor dir aus; willst du immer noch in der schnöden kalten Welt die Genossen suchen, die dich nicht verstehen, die dir nicht Liebe mit Liebe vergelten? Siehe ich weine an deinem Halse eine bange, heiße, blutige Abschiedsthräne, schrecklich wie die Thräne Zoar's am Halse Seba's! —“

Es dauerte lange ehe der Graf die Aufregung, in die alle seine Lebensgeister gerathen waren, beschwichtigte. Er sank dabei in Erschöpfung auf

eine Bank, seine Blicke blieben jedoch immer mit dem Ausdruck der innigsten Liebe auf mich geheftet. Der Eindruck, den er auf mich machte, war unbeschreiblich. „Sieh," sagte er matt, „das Uebermaß der Liebe tödtet mich. Wenn du mich weltlich richten willst so kann ich dir nicht anders als krank erscheinen, aber Gott ist in solchen Stunden am lebendigsten in mir; der Erlöser läßt alle Bronnen seines kostbaren Blutes in mein Herz strömen, und dieses arme Herz von so vielen Gnaden überfüllt wird bis zum Tode gepeinigt und entzückt. Habe Mitleid mit mir."

Er stöhnte laut, ich trat zu ihm heran und er lehnte sein Haupt an meine Kniee, indem er zugleich mit beiden Armen mich umklammerte. Ich hörte ihn leise ein geistliches Lied singen; endlich stand er auf, trocknete sich Augen und Stirne und rief: „Was soll es nur werden mit mir? Wohin treibst du mich, mein Heiland? Ach erbarme dich meiner!" —

Wir setzten unsern Spaziergang fort, und ich war bemüht den Aufgeregten auf andre gleichgültige Gegenstände zu bringen. Es gelang mir nach vielen vergeblichen Versuchen endlich. Wir redeten von dem zu erwartenden Kriege, und er sprach ein hartes tadelndes Urtheil gegen Friedrich den Zweiten aus, das mich aus seinem Munde befremdete. „Er ist verführt,“ rief er einmal übers andere, „er ist verführt durch diese abscheulichen Geschöpfe, die sich Philosophen nennen, es aber in Wahrheit nicht sind. Denn die alten Heiden waren bei ihrer großen Leichtfertigkeit doch am Ende ohne Arg; sie wußten es nicht besser, und manche hatten in ihrem Elende eine herzliche Sehnsucht nach dem himmlischen Lichte.“

Es konnte mir nichts daran liegen diese Ansicht, die sich sehr schroff isolirte, weiter ausgeführt und gedeutet zu hören. Der Graf zeigte sich hier offenbar als Fanatiker und Sektirer. Ich mußte an die ersten lebhaften Eindrücke, die Schul-

pforta auf mich gemacht hatte, zurückdenken. Dieselben düstern Ideen, dieselben in klösterlichem Dunkel erstarrten Begriffe. Selbst der Ausdruck der Liebe verdächtigte sich wenn man den Grafen so sprechen hörte, wie er jetzt sprach. Es that mir leid ihn auf dieses Thema gebracht zu haben; er blieb dabei, und ich mußte gewaltsam dieser giftspeienden Erörterung ein Ende machen.

Als ich ins Schloß zurückkehrte, überschüttete mich Achill mit Spöttereien. Er wünschte mir Glück zu meiner Bekehrung und prophezeihte mir mit verstelltem Ernste, daß ohne Zweifel jetzt auch bei mir die Gnade zum Durchbruch kommen werde. Ich schilderte ihm dagegen mit meiner gewöhnlichen Langmuth, und nicht ohne etwas Bosheit, das Bild der Ruhe und des Friedens, die diese glücklichen Menschen in ihrem Zusammenleben zeigten, ohne daß sie sich pikirten Philosophen zu sein. Er empfand diesen Stachel, machte mir aber nicht die Freude sich getroffen

zu zeigen, sondern lachte und spottete weiter. Der Abend wurde mit unsern gewöhnlichen Gesprächen beschlossen, und Keiner von uns erwähnte mehr des Apostel-Grafen und seiner Gemeinde.

Ich empfing von diesem seltsamen Manne, ehe ich mich von ihm trennte, die Versicherung, daß er es gewesen, den Polyxena mir bezeichnet. In Dresden hatte er sie kennen gelernt, und, wie er hoffte, eine heilsame Wirkung auf ihr Gemüth hervorgebracht.

Umstände, die mich veranlaßten den Feldzug mitzumachen. — Ich komme wieder nach Dresden, und diesesmal unter noch schmerzlichern Gefühlen. — Sehr unphilosophische Haushaltung eines Philosophen.

Je düstrer der politische Himmel Europa's sich gestaltete, desto eifriger sah man jede Parthei ihr Interesse ergreifen. Ich erhielt die dringensten Aufforderungen von Seiten meiner Fürstin nach Dresden zu kommen und einen Theil der Sorgen ihr abzunehmen. Es ist nicht genug, schrieb sie mir, daß wir bis jetzt den schädlichen Einflüssen eines ehrgeizigen und gewissenlosen Mannes, dem man zum tödlichen Schaden Sachsens das Staatsruder anvertraute, im Stillen entgegenwirkten, es muß jetzt auch öffentlich geschehen. Ich danke Ihnen, Herr Graf, im Namen des Vaterlandes für die ihm geleisteten Dienste;

alle Fächer der Administration haben Ihre und meiner Freunde wohlthätige Wachsamkeit und Vorsorge empfunden; es ist nur noch der letzte Stein zur Vollendung dieses guten Werkes zu setzen übrig. Dieser letzte Stein wird aber Mühe kosten. Sachsen ist durch die schmachwürdigsten Verträge gebunden. Ein Usurpator schreibt uns Gesetze vor, und begeht vor den Augen des staunenden Europa's, in einem Lande, das ihn als Gastfreund ehrte, die empörendsten Handlungen der Willkühr. Die Geschichte wird staunenswerthe Belege zu diesen meinen Worten aufzeichnen. Allein schon die gewaltthätige Besitznahme unseres Archivs gehört zu nie erhörten und nie gesehenen Gewaltstreichen. Dadurch will er sich vor den Mächten rechtfertigen, und er bedenkt nicht, daß er alle Rechte der Völker und Fürsten mit Füßen tritt. Doch genug hiervon; wir wollen das Uebel nicht klagend betrachten, sondern mit kräftigem Angriff entfernen.

„Sie wissen, daß seit dem 9. September der König von Preußen hier in Dresden ist; mein vorletzter Brief hat Ihnen diesen verzweifelten Umstand gemeldet. Alle Welt tritt in Drohungen gegen ihn auf; man spricht von der Reichsacht gegen ihn, aber nichts hält ihn in seinem fluchenswerthen Gange auf; er will uns vernichten, und dieses spricht er laut genug aus, und wir — ach, daß ich es sagen muß, wir tragen unser Möglichstes dazu bei ihm sein Unternehmen gelingen zu machen. Mein Wunsch ist, Herr Graf, daß Sie die Höfe, an denen Sie bis jetzt beschäftigt gewesen sind, verlassen; diese kleinen geistlichen Fürsten beobachten ihrer Stellung nach gezwungen eine zweideutige Politik, die unsrer gerechten Sache nur schaden kann. Kommen Sie zu uns, sprechen Sie den König, empfangen Sie von ihm Befehle; er wird nicht zögern Sie sogleich in Thätigkeit zu setzen; denn es fehlt uns unbeschreiblich an Kräften und Mitteln. Eine eitle

ohnmächtige Politik hat alle unsre Macht paralisirt; wir befinden uns in einer Verwirrung, die sich mit nichts vergleichen läßt. Darum erwarten Sie keine in aller Form geschehene Berufung. Bedenken Sie, daß das Vaterland Sie ruft, und eilen Sie mit jener Hast wie ein Grieche oder Römer aus der glorreichsten Periode eilte, um sich in die kämpfenden Reihen zu stellen. Noch einmal sag' ich Ihnen: Sie werden den König, die Stadt, das Land in einer Lage erblicken, die nicht trauriger sein kann, und die Sie erschrecken wird." —

Diesem Befehle Folge leistend erschien ich bei meiner angebeteten Fürstin. Ich fand, daß ihre Schilderungen keine Gebilde einer mit leeren Schrecknissen angefüllten Phantasie waren. Der helle Blick dieser Staatsklugen sah scharf und deutlich. Ihre Prophezeihungen trafen ein, aber sie hatte das Schicksal Cassandra's, Niemand achtete ihrer unheilverkündenden Worte. Jetzt, da das Unheil

da war, wurde sie von der Menge verehrt und angestaunt. Eine leidenschaftliche Liebe wurde ihr von allen Klassen ihrer Unterthanen gezollt, und man sah in ihr den Schutzgeist Sachsens. Diese Erfolge, die ihrem Herzen wohlthaten, sollten ihr aber nur zur Verschönerung ihres Lebensendes zu Theil werden.

Ich übergehe die Thatsachen, die die Geschichte aufgezeichnet hat. Jedermann weis die unglückliche Lage Friedrich August's. Gleich nach Besitznahme des Dresdener Archivs erschien jenes ewig denkwürdige „Mémoire raisonné," das den Kriegsschauplatz eröffnete. Bald darauf geschah die Einschließung der sächsischen Armee bei Pirna. Ich hatte eine ehrenvolle Stellung unmittelbar um die Person des Königs erhalten, und suchte ihm demnach vorzustellen wie auf dem Wege der Unterhandlungen noch vielleicht Vortheile zu erreichen seien, die in gereizter Stimmung der König von Preußen nie gestatten würde. Brühl, der dem

Andrange der Kurfürstin nicht länger widerstehen konnte und mochte, war unwillig mich so nahe dem Fürsten zu sehen, und seine wiederholten Ränke bewirkten, daß Friedrich August den unmännlichen Entschluß faßte sein Heer zu verlassen, um nach Polen zu gehen. Ehe ich hiervon eine Ahnung hatte setzte ich meine Unterhandlungen unermüdlich fort, und mehr als einmal begab ich mich in Begleitung des sächsischen Ministers, Graf Salmour, und des brittannischen Gesandten, Mylord Starmont, in das preußische Hauptquartier. Allein der Entschluß Friedrich August's uns zu verlassen, die Muthlosigkeit und der Mangel, mit dem das Heer kämpfte, und der kecke durch das Glück begünstigte Muth des Königs von Preußen machten jede briefliche und mündliche Unterhandlung fruchtlos. Unsere Hoffnung war auf den Marschall Grafen Brown gesetzt, der um uns zu erlösen am 23. September sein Heer bei Budin zusammenzog. Die unglücklichen Erfolge von Lowo-

sitz vernichten zum Theil unsere Hoffnungen. Das Elend der Soldaten stieg aufs höchste, und den 16. Oktober streckte die Armee die Waffen. Dieses war der Zeitpunkt, wo Friedrich August sich Pässe vom Sieger erbat, um mit Brühl nach Warschau zu flüchten. Er nahm die beiden Prinzen Xaver und Karl mit. Die Stimmung, die diese Reise erregte, war so wenig günstig, daß man jede Aeußerung im Publikum so viel wie möglich bewachen und unterdrücken mußte. Die Kurfürstin nebst dem Kurprinzen blieb in Dresden zurück, und auf ihre Bitten ertheilte mir der König den Befehl seine Gemahlin nicht zu verlassen. Ich kam also nach Dresden; selber leidend und gebeugt sah ich die geliebte Stadt wieder in dem traurigsten Zeitpunkt, wo ihre Schmach und ihre Bedrängnisse den höchsten Gipfel erreicht hatten.

Man irrt sich wenn man glaubt, daß in dieser Zeit, von der ich jetzt spreche, der Ruhm Friedrich's schon so gewiß und so verbreitet gewesen,

als er es zwanzig Jahr später war. Im Gegentheile seine eignen Unterthanen beobachteten ihn mit Mißtrauen und Zweifel. Die Geschichte hatte kurz vor ihm den jähen Sturz eines Königs gezeigt, der eben so kühn begann und dessen Eroberungspläne noch lange nicht so abentheuerlich erschienen, als die des preußischen Helden. Der Erfolg sprach sich für Friedrich aus, und Europa wurde sein Lobredner. Damals waren jedoch diese bewundernswürdigen Schlachten noch nicht geschlagen, diese Beweise von Muth und Seelengröße im Unglück noch nicht gegeben worden; es konnte also erlaubt sein einen Mann zu tadeln, der mit einer Macht von nicht ganz fünfthalb Millionen eine Masse von mehr als neunzig Millionen angriff. Diese Kühnheit mußte durch den Erfolg gerechtfertigt werden, im Plane war es nichts als ein entsetzenerregendes Wagestück. Friedrich fand also damals keine Bewunderer, die Menge richtete kalte beobachtende Blicke auf ihn, und seine nächste

Umgebung äußerte mehr Furcht als Ehrfurcht. Sein Gleichmuth erbitterte, seine Spöttereien verletzten, sein Glück machte die Zahl seiner Feinde steigen. Er schien gebieterisch den Ruhm herausfordern zu wollen, und er vergaß die Liebe; sein Fuß schickte sich an auf Leichen zu treten, und erst später sah man, daß seine Hand auch Saaten zu pflanzen verstand. Es fehlten ihm nicht begeisterte Anhänger, Männer wie Dohna, die in ihm den Erretter aus einer Zeit kleinlicher Frivolität und gewissenloser Machinationen sahen, aber diese Männer wurden als Schwärmer oder Schmeichler verdächtigt und die Menge zollte ihnen keine Achtung.

Es that mir wehe und ich hätte manchen glücklichen Augenblick dafür hingegeben, wenn ich des unglücklichen Zusammentreffens mit Achill damals in Dresden überhoben gewesen wäre. Er als Anhänger und Verehrer des Königs in dessen Nähe lebend; ich als Feind desselben Königs ihn hassend

und vermeidend. Mit tiefem Schmerzgefühl mußte ich sehen wie man überall Achill, wo er öffentlich erschien, mit wenig versteckter Verachtung behandelte. Er zeigte sich im Theater in der Loge des Königs, und der Dresdner sonst so verträgliche ruhige Bürger, wagte es ohne Scheu seinen Namen mit Verwünschungen gepaart zu nennen. Er fuhr und man warf die Fenster seines Wagens ein. Bei allen diesen Vorfällen, die die preußische Justiz ahndete und dadurch nur immer heftigere Auftritte veranlaßte, überschüttete er mich mit Vorwürfen, daß ich mich gleichgültig bezeigte, und ich that mein Möglichstes ihn zu schützen, allein eine innere Stimme des Vorwurfs machte ihn ungerecht und zürnend. Wir sahen uns nur selten. Er rief seine Philosophie zu Hülfe, und sie mußte ihm während dieses verhaßten Aufenthalts in einer Stadt, wo man ihn früher auf Händen getragen hatte, Schutz und Trost gewähren. Er war stolz seinem Herzen gefolgt zu sein,

und dieses zog ihn unwiderstehlich zu dem Feinde seines Vaterlands.

Nicht um meine Handlungsweise gegen die Achill's in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, will ich Folgendes anführen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich meinen unglücklichen Freund immer achten werde, weil seine Fehler die Gebrechen einer edeln Natur und nie Früchte eigennütziger Berechnung waren. Ich wurde zufällig Zeuge eines Gesprächs zwischen zwei Bürgern, die an einem Abende vor ihren Hausthüren stehend mit einander plauderten. Der Diskurs ging von der politischen Kannengießerei aus, und kehrte auch nach kurzer Abschweifung zu jener Quelle wieder zurück.

Bäckermeister. Ich sage Euch, Nachbar, es ist heute wieder Ballet und Oper.

Fleischer. Daß dich der Guckuck! Und wer hat es denn befohlen?

Bäcker. Wer? Wer anders als der König.

Fleischer. Teufel! ich würde sagen, wenn ich ein ehrlicher Tänzer wäre: „Eure Majestät, meine Beine gehören mir nicht an, ich habe sie seit fünf Jahren dem Kurfürsten von Sachsen verkauft“; ebenso sollte der Sänger sprechen. Ich wollte denn doch sehen, wer da alsdann sänge und tanzte. Aber solch ein Pack hat keine Ehre im Leibe.

Bäcker. Wie wollt Ihr auch? Die Ehre hängt sehr los am Leibe, wenn man tanzt fällt sie ab.

Fleischer. O sie fällt auch Leuten ab, die nicht tanzen.

Bäcker. Ich versteh' Euch. Und sein Vater und sein Großvater haben doch sächsisches Brod gegessen. Man sagt, sie waren arm und hatten nichts, als sie ins Land kamen.

Fleischer. Ne Bruder; sie kamen nicht herein, und gingen auch nicht heraus, sondern sie sind von Entstehung der Welt immer drinn gewesen.

Bäcker. Desto schlimmer, daß dieser der Erste

ist, der herausgeht. Ich möchte ihm kein Brod backen; verflucht der Brocken, von dem er speist.

Fleischer. Still, Alter; dein eigner Sohn ist ja auch Preuße.

Bäcker. Halter das Maul, Ihr unflätiger Mann. Er ist Preuße weil sie ihn gefangen haben; aber ich will sein Vater nicht sein, wenn er nicht binnen drei Wochen desertirt. Wenn wir die großen Fastenkuchen backen, hoffe ich sitzt der Tropf auch am Tische. Aber wer zwang das Gräflein überzugehn? Hat man ihm mit einem Flintenkolben das Bein unterm Leibe weggeschlagen, und ihn dadurch gezwungen gut preußisch zu werden? He? Man hat ihn nicht gezwungen.

Fleischer. Die großen Herrn haben einen andern Patriotismus wie wir Geringe. Wer weis vielleicht will er auch die Flöte blasen oder Verse machen lernen.

Bäcker. Nichts ist der Grund, als daß wenn Sachsen preußisch wird, er gleich bei der Hand

sein will um Minister zu werden. Da haben wir ein anderes Gräflein, sein Haus steht da. Ja glaubt Ihr, daß man es ihm läßt? Es steckt voll Einquartierung, die ihm das Oberste zu Unterst kehren. Seine Güter zahlen für manchen andern Mann, er behält nichts für sich. Ich weis, daß sein Geld in die leeren Staatskassen fließt; wozu bei allen Teufeln hätte er das nöthig? Er könnte ja auch sagen: Narr, wer sich nicht zu fügen versteht. Er hätte wenigstens auch mit unserm gnädigsten Herrn weglauf— wegreisen können, um in Warschau hübsche Polinnen tanzen zu sehn, allein der dumme Bursche bleibt hier; hier wo nichts als Elend und Jammer zu holen ist, wo er sich täglich von den preußischen Flegeln muß niederhunzen lassen und ein dutzend Mal nachgeben, um einen Vortheil, eine Messerspitze groß, zu erhaschen. Das heiße ich eine erzdumme Gesinnung, aber bei Gott, wenn man's so bedenkt, so laufen einem doch die Augen voll Wasser.

Ich kann den Knaben, der doch auch nun schon alt wird, nicht ohne Theilnahme sehen. Es ist mir so als hätte er ganz das Ehrliche vom Vater, der auch immer das Unglück geflissentlich aufsuchte, wenn er es gepaart mit Ehre und Gewissensruhe fand.

Fleischer. Habt Ihr ihn noch gekannt, den alten Sylvan?

Bäcker. Ob ich ihn? Ein Herr, der so gravitätisch in seiner Kutsche saß und dabei so viele Runzeln im Gesicht hatte wie ein Affe. Der Junge war damals ein hübsches Bürschchen; jetzt fängt er an dem Alten ähnlich zu sein. Er vernachlässigt sich auch gar zu sehr in der Kleidung. Heute Morgen kam er an meinem Bäckerladen vorbei; ich nahm mir die Freiheit ihn anzureden, und fragte ihn: „Herr Graf, wo haben Eure Gnaden nur den niederträchtigen grauen Staub her, der dort auf Ihrem Kragen liegt? soll's etwa Puder vorstellen; ach da hab' ich schon

bessern gesehn.“ Er lachte, und was glaubt Ihr, Gevatter, was er antwortete? „Ihr mögt Recht haben, Meister,“ sagte er, „aber ich habe seit einigen Monaten keinen Kammerdiener mehr, und überdies ist Theurung im Lande und das Mehl ist besser angewendet zu den Broden der Armen als auf den Köpfen der Reichen.“ Ich sagte ihm, daß das auch meine Ansicht wäre, und darauf schüttelte er mir die Hand gerade so wie wir sie uns einander schütteln. Ich sah bei der Gelegenheit, daß er recht grobe Manschetten trug. Gebt Acht, sie werden ihn noch, wenn sie ihn rein ausgeplündert haben, wie einen Hund aus dem Loche jagen.

Fleischer. Oho, das leiden wir nicht. Ein großer Herr, wenn er sich gut aufführt, kann immerdar auf den Bürger rechnen. Was Sachse ist verläßt keinen Sachsen.

Bäcker. Ja das war in den guten alten Zeiten Sitte. Jetzt aber geht alles drunter und drüber

Fleischer. Nichts geht drunter und drüber; Sachsen bleibt immer oben drauf.

Bäcker. Ja, ja, wenn der Flötenspieler nur wieder fort ist.

Fleischer. Er wird nicht ewig blasen. Der Wind wird ihm ausgehen.

Bäcker. Wer sitzt denn da im Reisewagen? Es geht verwünscht schnell.

Fleischer. Ich kenne ihn, er gehört zur italienischen Truppe, die immer bei mir die kleinen Fleischpastetchen mit Knoblauch bestellte; wo ich nicht irre heißt der Mann Hasse und ist eine Art von berühmtem Musikus. Er geht nach Italien zurück, weil man ihm hier kein Geld mehr zahlt.

Bäcker. Er hat Recht, unser Flötenspieler kostet uns schon genug. Ach, da kömmt der arme Blündler, der alte Haushofmeister des Grafen Brühl; wie der Mann ausschaut. Hätte ich ihn doch kaum wieder erkannt. Dem mögen Sie auch gut zugesetzt haben. Was ist Euch Blündler?

Blündler. Heute hat der Schwarm wieder den Pallast geplündert. Ach, die kostbaren Uhren, die herrlichen Tische, die Spiegel, die Vasen — alles zertrümmert und zerstört. — Ich kann nicht mehr. Meine letzte Stunde ist da. —

Fleischer. Setzt Euch. Wir haben alle die schwere Noth, Ihr nicht allein.

Blündler. Ach, wenn sie nur mich schlügen, aber sie schlagen auf die kostbaren Vasen los, und diese vertragen keinen Spaß.

Bäcker. Also Euer Rücken verträgt welchen?

Blündler. Ach ja, offen gestanden, er ist nicht sonderlich skrupulös. Der Graf hat ihn an diese Speise gewöhnt.

Fleischer. Eine Speise, die mein Magen nicht vertragen kann.

Blündler. Ja ein Rücken ist auch kein Magen. Glaubt Ihr, daß mein Magen schlechte Kost vertragen kann, da irrt Ihr. Ich bin an das feinste Essen gewöhnt. Ich kann Euch eine Hüh-

nerpastete schon durch den Geruch von einer Fasanenpastete unterscheiden. Ach und bei dem Grafen gab es so köstliche Fasanenpasteten.

Bäcker (bei Seite). Verdammtes Schmarozzervolk.

Blündler. Was sagtet Ihr?

Bäcker. Ich sage, daß ich die Pasteten nicht liebe, die zum Nachtisch Prügel haben.

Blündler. Ach, wenn der Graf wüßte wie man mit seinem Eigenthum umgeht, er würde blutige Thränen weinen. Ich bin überzeugt der ganze Krieg ist nur entstanden, um die kostbaren Kleider des Grafen in die Hände zu bekommen.

Fleischer. Ihr faselt. Was liegt den Herren an den Narrenjacken?

Blündler. Narrenjacken? Ihr danktet Gott, wenn Ihr in einer stecktet. Es ist kein Kleid darunter, an dem nicht silberne oder goldne Tressen für fünfhundert Thaler an Werth wären, und fünfhundert Röcke gibt's.

Fleischer. Herr, Du ewige Güte! Hat der Mensch fünfhundert Röcke, und draußen auf der Straße liegen fünfhundert nackte Sachsen! Aber ich weis wo die silbernen und goldnen Tressen hergekommen.

Bäcker. Still, Gevatter, es taugt nichts so etwas zu wissen.

Blündler. Und die herrlichen Uhren! Eine aus Wien, die sechstausend Thaler gekostet hat.

Fleischer. Mögen sie jetzt seine letzte Stunde zeigen.

Blündler. Und ein Stuhl ist dabei, der Graf hat ihn aus Regensburg bekommen, nach französischem Muster, es ist nur ein simpler mit Permiß zu sagen Nachtstuhl, aber ein göttliches Möbel. So etwas zu erfinden muß sich der Menschengeist übernatürlich anstrengen, und es gelingt ihm doch nur einmal. Es sind da gewisse Vorrichtungen dabei, die ins Unermeßliche gehn. Aber

ich plaudre hier und soll in die neue Verwaltungskammer gehn.

Fleischer. Was da?

Blündler. Dort sind Herren, die sich mit dem Schadenersatz beschäftigen auf des Königs Befehl.

Bäcker. Eine lustige Regierung, das! Erst zerschlägt er die Töpfe und dann will er sie selbst wieder bezahlen. Aber das ist nur zum Schein.

Blündler. Glaub's. Ich werde nichts erhalten, denn Seine Majestät sind ganz besonders auf des Herrn Grafen Excellenz erbost. Hat ihm da noch neulich wieder das schöne Schloß Nischwitz bei Wurzen bis auf den Grund zerstören lassen. Und es war gar kein Grund da dieses bis auf den Grund Zerstören vornehmen zu lassen. Aber das geht mich nichts an, ich bringe meine Liste auf die Sessionsstube. Lebt wohl, Gevatter.

Fleischer. Adies. Was meint Ihr, Meister, sollen wir nicht dem Herrn da gegenüber ein

Fackelständchen heute bringen, und die Bürgerschaft kann ein Freiessen geben.

Bäcker. Wo denkt Ihr hin, in diesen Zeiten.

Fleischer. Gerade in diesen. Wenn das Essen wohlfeil ist, dann ist's keine Kunst Freiessen zu geben; aber wenn man sich's selbst am Munde absparen muß, dann läßt sich davon sprechen. Es wäre doch immer ein Zeichen unsrer Achtung und Freude ihn in unsrer Mitte zu haben.

Bäcker. Ich bin dabei. Laßt uns dem Rath den Antrag machen.

Fleischer. Wie würden die Preußen scheel dazu sehen; ich liefre den Braten frei.

Bäcker. Und die Bäckergilde das Brod. Ihr habt einen gescheuten Einfall gehabt, Gevatter. Jetzt springe nur Einer zum Maler herüber und sage ihm, daß er uns zu dem Festtag einige, wie sie sagen, patriotische Anzüglichkeiten male.

Fleischer. Diese müssen aber stark sein, daß Jedermann mit Fingern darauf deuten kann. Und

dem Grafen besonders muß man's unter die Nase reiben, daß er ein Patriot ist.

Bäcker. Versteht sich, der muß es doppelt und dreifach kriegen. Aber da kommt die preussische Patrouille; ich kann die Bursche nicht sehen, laßt uns ins Haus treten bis sie vorüber sind.

Dieses war das Ende eines Gesprächs, das so ziemlich die allgemeine Stimmung anzeigte, in welcher sich die Hauptstadt befand, gegen einen benachbarten König, der gekommen war, um das Kurfürstenthum „in Depot" zu behalten.

Dieser Abschnitt gibt summarisch die Vorfälle eines Krieges an, der dem Leser genugsam bekannt ist.

Drei Jahre folgte ich den Waffen. Man weis, daß das Glück gegen die Verbündeten sich entschied. Gleich nach dem Tode der Kurfürstin, deren letzte Segnungen ich gerührt empfing, verließ ich Dresden. Noch muß ich ein Wort über das Schicksal meiner frühern dortigen Freunde hinzufügen. Der alte Käfernburg war längst zu seinen Vätern versammelt worden. Er, der letzte seines Stammes, war einsam, vom Gram gebeugt, verschieden. Ich besuchte sein Grab. Er hatte mich zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt, und in diesem war Maria als seine Erbin aufgestellt. Mit der gewissesten Zuversicht sprach er die Hoffnung aus, daß sie lebe, und daß ich sie noch einst als die Meinige heimführen

würde. Dieser Ausspruch weckte die empfindlichsten Schmerzen in meiner Brust. Ich, selbst vielleicht bald dem Grabe zum Opfer, mußte diese glänzende trügerische Prophezeihung aussprechen hören. Es waren Winke zugefügt, die auf einige unsichere Spuren wiesen, wie etwa die Verschwundene wieder zu finden sei; ich traute keiner Hoffnung. Wenn Maria lebte, sollte sie nicht tausend Mittel und Wege gefunden haben sich ihrem Oheim, sich mir zu entdecken? Nein, ihre Entfernung war eine freiwillige, oder ihr Tod gewiß.

In der mörderischen Schlacht von Prag, die alle Gräuel des entsetzenvollsten Kriegs entfaltete, wurde Achill verwundet, und nach einem kurzen Krankenlager starb er in meinen Armen. Er ging ohne Reue, aber auch ohne Befriedigung, ohne die köstliche Ruhe eines glücklichen Bewußtseins aus der Welt. Da er sein Ende nicht so nahe glaubte, beschäftigten ihn noch Pläne des Ehrgeizes fast bis zum letzten Athemzuge. Ich

sah mit herbem Weh ein bedeutendes Leben in unausgesprochenem Vorwurf und unter beklagenswerthem Zweifel endigen. Er starb unbeweibt, unbetrauert von Erben; auch ich stand einsam an seinem Schmerzenslager. Wir drückten uns die Hände und dieses stumme Zeichen verdollmetschte unsere heiligsten innigsten Gefühle. Wir waren eine weite Strecke des Lebensweges zusammengegangen, und jetzt riß uns ein einziger kurzer Augenblick auf immer von einander.

Ich brachte seine Leiche durch die Schwärme der zerstreuten Heerhaufen, die die Straßen bedeckten, glücklich bis in's Erbbegräbniß zu Schloß Dohna. Die sämmtlichen Vasallen waren zum Empfang bereitet. Einige preußische Offiziere waren von ihrem König als Trauergäste dem Zuge beigegeben. Die entseelte Hülle wurde mit kriegerischen Ehren in die Gruft getragen. Am Eingang derselben geschahen die üblichen Feierlichkeiten, die einen tiefen Eindruck auf uns Umste-

hende machten. Die Thür der alten Gruftkapelle war geschlossen; der Trauermarschall mußte mit seinem Stabe an's Gitter klopfen und eine Stimme von innen fragte: „Was begehret Ihr?“ — „Einlaß für einen Todten!“ war die Antwort. — „Wer ist dieser Todte?“ tönte die dumpfe Stimme entgegen. — „Ein edler Herr und ein braver Krieger.“ — „Wir glauben es, allein deßhalb ist er noch nicht würdig die Zahl der Todten hier zu vermehren, deren keiner unberühmt und unbelobt in dieses Gewölbe kam. Nenne mir des todten Mannes Namen!“ — Hier folgten nun die Titel und der vollständige Name. Beim Klange des letztern flogen, wie von einer Zaubermacht aufgeschlagen, die schweren eisernen Grabesthüren auf, und ohne daß Jemand sichtbar wurde ertönte ein feierlicher Choral mit Posaunen. Beim Klange desselben schwankte der Sarg in die matterleuchtete Gruft. Mir, als der dem Verstorbenen am nächsten Stehende, wurde das Amt zu

Theil, den Degen und die Orden auf das Grab niederzulegen. Ich that es und meine Thränen rannen auf die dunkle Behausung nieder. Kein Wort wurde gesprochen, nur die Posaunenklänge ertönten wieder und verhallten leise, als wir aus dem Gewölbe traten. Ich brachte die Nacht schlaflos in dem obern Saale zu, und alle unsre hier geführten Gespräche, theure Erinnerungen aus einer glücklichen Zeit erfüllten mein Gedächtniß. Er ist dahingegangen in eine Welt des Friedens, rief ich schmerzvoll, in einer Zeit, wo die blutigsten Kämpfe die Erde entweihen. Wohl ihm! Ruhe seiner Asche! —

Ich sollte gleichsam mit den Gefährten meines Lebensweges abschließen, denn wenige Monate nach dem obigen Abschiede vom Freunde sah ich auch Polyxena wieder in Herrnhut. Die reizende Polyxena, die größte Schönheit ihrer Zeit, zeigte sich jetzt, gehüllt in die einfache Tracht jener Sekte, ihr Haar ohne Puder und Blumen in ein

enges Häubchen gezwängt, in ihrem Antlitz wenig Spuren weltlichen Reizes. Sie hatte ihre Religion abgeschworen und ihr ewiges Heil in den vertrautesten Umgang mit der Gemeinde des Herrn gesetzt. Sie hieß hier Schwester Elisabeth, und ihre Wohnung war der gemeinschaftliche Frauensaal; ihre Lieblingsgänge auf den nahen Kirchhof, ihre Lieblingslektüre die Schriften Spangenberg's und Zinzendorff's. Ich mußte ihr von Dresden erzählen und sie hörte mich mit einer wehmüthigen Aufmerksamkeit an. Der Traum der Jugend lag weit hinter uns Beiden, fast schon auch der Traum des Lebens. —

Die Schlacht bei Collin brachte mir ehrenvolle Auszeichnungen. Die Verbündeten frohlockten über diesen Sieg, der die preußischen Waffen demüthigte. Mir zeigte dieses Unglück Friedrich's Größe deutlicher als alle seine glücklichen Erfolge; denn es bewies, daß er die Schläge des Geschicks durch jenen männlichen Muth ertrug, der im Bewußt-

sein unerschöpflicher Hülfsmittel in sich, dem Sturme von Außen trotz bot. Der Held verlor bald darauf seinen Bruder und seine Mutter, und dieser dreifache Verlust erwarb ihm im Unglück viele Herzen, die sich sonst kalt von ihm abgewendet hatten. Man sagt, daß seine Briefe vielleicht einst der Oeffentlichkeit übergeben werden, und ich weiß, daß welche darunter sind, namentlich an den Marquis d'Argens und den Lord Marishal, die die rührendsten Beweise über die Denkungsart dieses Weisen der Nachwelt überliefern.

Mein Weg führte mich nach Baireuth, und hier lernte ich die Schwester Friedrich's genauer kennen, die ich als junge Prinzessin in Dresden zuerst gesehen. Jetzt war es eine ältliche Dame, gebeugt durch Kummer und Krankheit. Das Geschick ihres königlichen Bruders lastete schwer auf ihrem mitfühlenden Herzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, war gezwungen zur Reichsarmee Truppen zu stellen, also gegen seinen Schwager zu kämpfen.

Die Politik schlägt oft die tiefsten Wunden, und unter der erlaubten Perfidie eines Sistems leiden die heiligsten unverletzbarsten Naturgesetze. Ich kann nicht sagen, daß die Markgräfin einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Sie war in ihren Formen steif, in ihrer Unterhaltung voll gesuchter Künstlichkeit, und ihr Unglück, sowohl ihr häusliches, als das des Bruders, zeigte in ihrem starren Antlitz keine jener sanften weiblichen Züge des Schmerzes, die uns so sehr fesseln und unser Mitgefühl so heftig anregen. Während sie Nachrichten vom Kriegsschauplatze von mir forderte, zwang sie sich zu einer gelehrten Erörterung über die verlorenen Bücher des Livius; eine Koketterie, die ich der gelehrten Dame gern geschenkt hätte.

Sie stand in einem Briefwechsel mit fast allen Gelehrten Europa's und nebenbei auch mit Frauen, die im Trüben zu fischen liebten, was die Politik betraf. Durch sie erfuhr ich, daß die Gräfin Appiani, die Nichte des Fürst-Bischofs zu Bam-

berg, eine fortgesetzte Correspondenz mit dem Wiener Hofe unterhielt. Sie erklärte mir manches Räthsel, indem sie mich versicherte, daß die Gräfin einer geheimen Gesellschaft vorstehe, die sich mit politischen Umtrieben beschäftigte. Dieses waren meine „Männer der Nacht", und die kleine, in der Kutte verhüllte Gestalt, die ich umständlich beschrieben habe, Niemand anders als die Gräfin.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen brachten Friedrich's Ruhm bis in die entferntesten Theile Europa's. Erst von diesem Zeitpunkt an datirt sich das allgemeine Interesse, das man für ihn und seine Waffen nahm. Eine Bewegung, wie sie noch nie dagewesen, bemächtigte sich aller Kabinette und Heereslager. Mir wollte das Glück nicht so wohl bei der Organisirung der zwölf sächsischen Regimenter unter dem Prinzen Xaver im französischen Solde mit beizuwirken. Eine gefährliche Verwundung warf mich bei Beginn des Feldzuges von 1758 aufs Krankenlager. Meine

abnehmenden Kräfte gestatteten nur eine langsame Genesung, und ein gelähmter Arm blieb als Folge einer unglücklichen Kur. Die Hoffnung auf Frieden wurde getäuscht; das Kriegsfeuer wüthete fort. Ich verlebte einen traurigen Herbst und lange schmerzvolle Wintermonate in einem kleinen Grenzstädtchen am Rhein. Ueber die Thüre meiner Krankenstube hatte ich die Worte Cicero's geschrieben: Non enim hilaritate nec lascivia, nec risu aut joco comite levitatis, sed saepe etiam tristes firmitate et constantia sunt beati.

E l e g i e.

Der Leser wird vorbereitet, was er in diesem Abschnitte meines Lebens zu erwarten habe.

Ich will dir, mein getreuer Leser, der du mir durch die Zeiträume meiner Jugend, meines Jünglings- und Mannesalters gefolgt bist, jetzt nicht verhehlen, daß du es mit einem Greise zu thun hast, der sein siebenzigstes Jahr schon um die Hälfte zum achtzigsten hinter sich hat. Du fragst, was ich dir jetzt bieten wolle? Fürchte dich nicht vor der Geschwätzigkeit des Alters, ich verspreche dir, daß dieser Abschnitt der kürzeste des ganzen Werkes sein soll, und dieses Werk selbst wird dir hoffentlich nicht zu lang erschienen sein. Ich hätte es um das Doppelte verlängern können, wenn ich nach Weise der Biographen meiner Zeit Alles und Jedes in meine Blätter aufgenommen. Eine große Masse von Namen

und Begebenheiten stand mir zu Gebote, allein ich nahm von dem Vorrathe nur das Wesentlichste, was mir zum Verständniß meines Gemäldes und seiner Hauptgruppen unumgänglich nöthig schien. Die Männer, die da Geschichte schreiben, erlangen das Recht Alles für wichtig zu halten, die, die ihr eigenes Leben schreiben, müssen mit großer Vorsicht zu Werke gehn und haben nichts so sehr zu scheuen, als jenes Wichtigthun und Prahlen, das ein Buch wie dieses fade und unausstehlich machen würde. Wer mit Aufmerksamkeit ein Gemälde betrachtet, das mit Liebe ausgeführt wurde, findet leicht die Gründe hervor, warum diese Parthie in Schatten, jene in helles Licht gesetzt worden, und er wird dem Künstler danken, daß dieses auf die mindest auffallendste Weise geschehen und nichts von dem Haschen nach Effekt zu bemerken ist, das das Auge des Kenners durch seine Absichtlichkeit beleidigt anstatt es anzuziehen.

Wenn man sich dem Ziele seiner Laufbahn

nähert, so hört die Beweglichkeit des Geistes, die uns zu Thaten anspornt, von selbst auf, und es bleibt bei wohlorganisirten Wesen nur jene sanfte Seelenwärme übrig, die in heitern Reflexionen sich ausspricht und das Erlebte in anmuthigen Bildern wiedergibt. Eine solche Eigenschaft wird man hoffentlich in diesen Blättern nicht ganz vermissen. Mein Leben war nicht stürmisch, ich kann also füglich nicht das beliebte Bild von endlicher Ruhe im erlangten Hafen anwenden, allein mir steht das viel passendere Gleichniß zum Gebrauch, von dem ermüdeten Wanderer, der sich vor seine Hütte setzt und noch einmal in's Thal hinunter den Weg beschaut, den er gestern in der Tageshitze gegangen. Ich sehe die kleinen Brücken, die über die Bäche führen, ich sehe die kunstlosen Lauben, in denen eine kurze Ruhe so süß schmeckte, ich sehe die Pilgrimme vom Gebirge herabklettern, die mir Auskunft gaben über die Weite und Beschaffenheit des Weges. Noch

sitzt der alte Bänkelsänger dort auf dem Ufersteine und singt jetzt Andern sein Lied, noch grünt der Apfelbaum am Wege und auch die Dornhecke fehlt nicht, die mir mein Kleid zerriß, und die jetzt Andern denselben menschenfreundlichen Dienst erweist. Doch genug; der Leser, wenn er irgend Lust hat, kann selbst diese Rückblicke in mein Leben thun, das jetzt offen vor ihm da liegt.

Vor allen Dingen soll in dem Wenigen, was ich noch zu sagen habe, die Wahrheit meine Feder führen. Dieses wird mir Ueberwindung kosten, denn ich sitze inmitten einer eiteln Welt, selber eitel. Ich lebe unter Menschen, die sich einander vergöttern, in Gesellschaften, wo man die Seele und den Körper schminkt. Ich schreibe diese Zeilen, angethan in einem goldstoffenen Kleide, meine Hand, die die Feder führt, ist mit duftenden Spitzenmanschetten eingehüllt, ich trage Ringe auf den Fingern, die übermäßig glänzen, mein altes Gesicht ist mit einer kindischen Putzsucht den

Mustern gleichgebracht, die ich hier täglich um mich sehe. Es ist nichts an meinem Aeußern wahr, desto mehr muß es mein Inneres sein. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß ich in der geckenhaften Gestalt von dir Abschied nähme, mein edler Freund, nachdem ich mich bemüht habe dir durch meine Worte wie durch meine Handlungen zu zeigen, wie sehr ein solches Wesen meinem Charakter zuwider ist. Daher beurtheile mich in dem, was jetzt folgt, nicht zu strenge. Bedenke, daß ich mit einer Gattung Geschöpfe Freundschaft geschlossen habe, die, wenn ich sie dir nenne, von selbst jede Vorstellung eines naturgemäßen, einfachen, wahrheitliebenden Umgangs aus deiner Seele verscheuchen müssen, die auf ganz folgerechtem Wege alle jene Zerrbilder in deiner Einbildungskraft wach rufen werden, die du nur irgend einmal von Affektation, weiblicher und männlicher Koketterie, gelehrter Allwissenheit und verworrener Großsprecherei gehört oder gese-

hen hast. Mit einem Worte, ich befinde mich in Paris und in einem Zirkel gelehrter Weiber.

Wenn einst die Namen einer Madame Junon de Geoffrin, eines Fräuleins Claire de l'Espinasse, eines erblindeten alten boshaften Weibes, das sich Madame du Deffant nennt, und eines Dutzend anderer Schöngeistinnen auf die Nachwelt gerathen, so geschieht es lediglich weil Clio, die den Griffel der Unsterblichkeit führt, ein Weib ist, und daher nie zu bemerken vergißt wo Weiber die Trägerinnen der geistigen Interessen einer Zeit gewesen. Die obigen Damen stellten sich als solche dar. Das achtzehnte Jahrhundert war reich an Gevatterinnen, und je älter das besagte Jahrhundert wurde, desto mehr alte Muhmen sammelten sich um dasselbe. Einige dieser Frauen waren abschreckend häßlich; man machte Epigramme auf sie, aber das verhinderte nicht, daß ganz Paris sie aufsuchte. Madame Junon de Geoffrin war eine Schwätzerin, Mademoiselle Claire de l'Espinasse führte einen ärgerlichen

Lebenswandel und Madame du Deffant war ein kleines Ungeheuer; aber man fand bei ihren Vereinigungen alle Heroen der neuen Philosophie gegenwärtig, jene geistreichen Abbé's, die so niederträchtige Streiche machten, und denen man sie wegen ihrer hübschen Einfälle verzieh, jene Schriftsteller in Mode, die über alles spotteten, jene Frauen, die sich damit brüsteten, nichts zu glauben und nichts zu lieben, jene alterschwachen Berühmtheiten, die wie gelähmte Affen in ihren Stühlen nur lallten und grinsten, bei denen man jedoch jede Miene aufhaschte und bewunderte, jene frierende Philosophen, die sich an die Kamine drängten, um über den Glauben an Unsterblichkeit zu lachen, während sie ihre dünnen Beine von der Flamme durchwärmen ließen, jene stolzen Würdenträger, die ein Bonmot auf den Thron gesetzt hatte, und die jetzt ungestraft ihre Umgebung tirannisirten, kurz, die glänzende Kostbarkeit und das wahnsinnige Unglück dieser aufs Höchste der

Verfeinerung getriebenen Gesellschaft fand man bei den genannten Damen, und deshalb besuchte man sie, und deshalb machte man sich selbst zum Gecken.

Als ich anlangte fand ich ganz Paris in das Studium der Naturgeschichte vertieft, man stritt sich darum, wer Thier und wer Pflanze sein wolle. Ein wunderlicher Streit in der That. Die Philosophen hatten ihn angeregt und Büffon ihm ein bestimmtes Ziel gegeben. Man kannte nur eine Furcht, die Furcht vor den Pocken. Alle übrigen Gegenstände des Schreckens oder der Besorgniß hatten die Lehren der Weisen beseitigt. Man sagte in Mährchen einander die Wahrheit und verwundete sich tödtlich durch Allegorien. Ueber die Langeweile des Hofs erlaubte man sich Späße, und dieses scheint ein übles Zeichen, denn bis jetzt hatte der Nimbus des Hofes die ganze Stadt im Zaum gehalten. Ein Höfling und ein Priester erschienen beide gleich schwer auf die Nerven

eines freien Weltmanns und feinen Spötters zu fallen. Nichts war mehr von der Galanterie des alten Hofs von Ludwig dem Vierzehnten zu spüren, aber auch eben so wenig von den vernachlässigten Formen und der grenzenlosen Liederlichkeit der Regentschaft, man verbarg seine Leidenschaften nicht, denn man hielt sie für sein Glück, aber man erlaubte ihnen nicht die rohen und ungestümen Ausbrüche, denn diese wären unphilosophisch gewesen. Der Umgang gewann eine köstliche Leichtigkeit, man sah die Schauspieler hatten sich dergestalt miteinander eingespielt, daß man nun glaubte sicher zu sein, um auch ohne Souffleur, das heißt ohne den Hof zu spielen. Ein Haß gegen alle von außen kommende Autoritäten war die Seele der Gesellschaft. Man wollte nicht fromm sein, weil man der Menge nicht glauben machen wollte, daß man unter der Macht eines Priesters stände, man wollte nicht der Gewalt huldigen, um seine Würde als selbstständiges

Wesen nicht zu verletzen, und so setzte man sich, indem man die Formen der Autorität verachtete, über diese selbst hinweg. Es war eine allgemeine Emanzipation, die wie ein Schwindel um sich griff und eben so glänzend als verlockend war.

Bei der Madame Geoffrin sah ich d'Alembert, Diderot, den Baron Grimm, von dem ich bei meiner ersten Cour zu Bamberg schon gesprochen habe, den Abbé Raynal und Andere. Eines Abends, als ich später als gewöhnlich erschien, fand ich den alten Kammerdiener der Dame, der sich Corneille nannte und behauptete ein Nachkomme des berühmten Dichters zu sein, allein im Vorgemach verdrüßlich herumwandelnd und die zwei dünnen Kerzen putzend, die vor dem Spiegel standen. Dieses Zusammentreffen war mir erwünscht, ich hatte Corneille immer als ein komisches Original von den Besuchern der Madame Geoffrin rühmen hören, und ich benutzte daher die Gelegenheit mit ihm in ein Gespräch zu gerathen.

„Ah!“ rief ich, „guten Abend Herr Corneille, treffe ich Sie einmal allein und wie es scheint Ihren Grillen nachhängend.“ — „Ja mein Herr,“ erwiederte er in einem kalten und abweisenden Tone, „ich hänge meinen Grillen nach, und ich habe alle Ursache dazu. Haben Sie etwas dagegen?“

„Nein, Herr Corneille, obgleich es mir in der Seele weh thut, Euch in so übler Laune zu sehen; allein ohne Zweifel sind Eure vielen Geschäfte daran Schuld. Habt Ihr heute wieder neue Bekanntschaften ins Kabinet führen müssen?“

„Ich kann mich nicht beklagen. Es waren den Morgen nur fünf berühmte Leute da, von denen zwei sich mit der indischen Geschichte, zwei mit Auffindung der Ursprache des Menschengeschlechts und der fünfte mit Würmern und Käfern beschäftigen; aber jetzt sitzt gerade eine giftige Kreatur drinnen, ein Mensch, dem ich die Pest an den Hals wünsche, eine niederträchtige abge-

feimte Memme, eine gelbhäutige, übelriechende, triefäugige, ölgetränkte alte Otter, ein überstudirter Narr, der jetzt Reliquien sammelt."

„Reliquien?" rief ich erstaunt; „von welchen Heiligen?"

„Von den modernen," antwortete Corneille boshaft, „die alten sind ja abgeschafft. Aber da geht das Phantom herum und bettelt um eine alte abgelegte Hose; keine ist ihm schlecht genug, wenn sie nur Geniebeine bekleidet hat, kein durchlöcherter Strumpf, kein wandelbar werdender Rock, keine in ihre Bestandtheile sich auflösende Weste wird zu seiner Sammlung von ihm abgewiesen. Den Frauen jedoch schneidet er die Locken ab, weil er behauptet ein solches Andenken sähe zugleich wie ein zärtliches Vermächtniß aus und werde doppelt theuer bezahlt."

„Also fordert er Geld für seine Kostbarkeiten?" fragte ich den erzürnten Corneille.

„Das ist's eben," schrie dieser. „Er läßt sich

Dokumente ausstellen über die Echtheit seiner Artikel, und verkauft diese nun an alle Welt. Sie glauben nicht, verehrter Herr, daß der Elende schon wahre Schiffsladungen von Genie-Hosen, von Philosophen-Röcken, von platonischen Westen, epikuräischen Schuhschnallen und aristotelischen Halbstrümpfen versendet. Und mit diesem Wucher tritt er dann andern ehrlichen Leuten in den Weg."

„Wie, Herr Corneille," sagte ich mit einem respektvollen Tone, indem ich zugleich ein inniges Mitgefühl durchblicken ließ, „wie, Herr Corneille, er tritt doch nicht Ihnen in den Weg?"

„Ja," entgegnete der Mann mit dem berühmten Namen, „ich will es offen gestehn. Ich besaß eine Dose, sie war unfehlbar und ganz unzweifelhaft aus dem Nachlaß des großen Corneille. Auf dieser merkwürdigen Dose befand sich ein eben so merkwürdiges Gemälde, von dem Niemand errathen konnnte was es eigentlich vorstellte. Einige hielten das darauf abconterfeite

Geschöpf für ein Zebra, Andre für den Philosophen Aristoteles, kurz diese merkwürdige Dose, die ihres Gleichen nicht hatte, wollte mir ein reicher Engländer abkaufen. Wir waren über die Hauptsumme schon einig und nur in einigen Pfunden in Differenz, da kömmt die Kröte dort im Kabinet, schleicht sich zu meinem Insulaner, macht ihm weiß, daß meine Dose eine unechte sei, daß der Gegenstand darauf weder ein Zebra, noch der Philosoph Aristoteles sei, sondern ein schlecht aufgeklebtes Bild aus der Kinderfibel, und nun verlangt mein Käufer Dokumente über die Echtheit der Dose. Diese konnte ich nicht liefern, denn ich verschmähte es mir spitzbübischer Weise welche zu verschaffen, und der Handel ging aus einander.“

„Ich beklage Euch, Corneille; aber wer in aller Welt kauft denn solche Armseligkeiten?“

„Es gibt Könige und Potentaten genug, die damit ihre Sammlungen zieren was hier ein Phi-

losoph ablegt,“ entgegnete der Kammerdiener mit Stolz. „Glauben Sie mir, daß noch vor wenigen Wochen eine deutsche Prinzessin sich hier zeigte, die einen Kopfputz trug, der aus den Hintertheilen des Beinkleids eines französischen Philosophen zusammengesetzt war. Und die Dame soll sich dessen gerühmt haben. O, mein Herr, alles was aus Paris kommt, ist, wenn man hier es auch keines Blickes würdigt, doch immer noch gut genug, um in Petersburg, London oder Berlin als ein Wunder angestaunt zu werden. Sind denn etwa die Genie's besser wie ihre Beinkleider. Es sind arme, geflickte Geister, deren Körper in Schulden und Pestbeulen stecken. Ich möchte weder der Flicker ihrer Hosen, noch der Arzt ihrer Körper, der Beichtvater ihrer Seelen sein. Alles an ihnen ist ein Lump. Sie sind ein herumwandelnder Kehrichthaufen, ein lebendiges Scherbenmagazin. Glaubt mir, wenn man sie so im Vorzimmer betrachtet, wie ich sie seit fünfzehn Jah-

ren betrachte, da lernt man sie kennen. Wie oft hab ich hier in der Geschwindigkeit einen durchlöcherten Rockschoß umschlagen und eine Manschette von Papier anstecken sehen. Wie oft mußte ein starker Geist, um nicht im Kabinette umzufallen, eine ganze Faust voll Pillen hier im Vorzimmer verschlucken. Andre schoben geheime Pflaster zurecht und legten Baumwollkugeln in den Mund, um runde Wangen zu haben. Ich machte als bemerkte ich es nicht, und sie thaten sich durchaus keinen Zwang vor mir an. Kaum war die Thür geschlossen, so schimpften sie sich, und die, die im besten Vernehmen und unter tausend Freundschaftversicherungen aus dem Kabinet traten, grunzten und schnaubten einander an, und schossen wie zwei Krokodille die Treppe hinab. Wie manche Lobrede wurde hinter dem Vorhang jenes Fensters einstudirt, und dieser schmale dürftige Spiegel könnte uns mehr belustigen als alle Mährchen der tausend und einen Nacht, wenn er die

tausend und eine Grimasse uns wiederholen wollte, die allein die stoischen Philosophen schnitten, indem sie ihr widerstrebendes Gesicht in jene unbeweglichen Falten zwängten, mit denen sie alsdann im Kabinet prangten. Die gröbsten Flüche wurden mir von Männern zugedonnert, die drinnen bukolische Thränen weinten und Gedichte über das Veilchen und die Nachtigall ablispelten. Die gemeinsten und unsaubersten Späßchen kamen von den Lippen, die drinnen über die Würde der Tugend und Moral die köstlichsten Sentenzen aushauchten. Einige jedoch gingen mit der Miene der unergründlichsten Falschheit selbst durch dieses Vorzimmer, betraten sogar die Treppe als ein Räthsel, und erst auf der untersten Stufe, als sie sich ganz sicher glaubten, hörte ich sie ein satanisches Gelächter aufschlagen, das mir durch alle Glieder kalt hindurchrieselte. Diese Menschen glauben an keinen Gott; das ist alles was man über sie sagen kann. Darum sind sie so grenzenlos bos-

haft. Aber, mein Herr, wollen Sie nicht angemeldet sein?"

„Ich danke Ihnen, Corneille; allein ich fürchte den Mann mit dem Reliquientrödel darin zu finden."

„Fürchten Sie das nicht," entgegnete der Alte. „Er ist durch eine Hinterthüre entschlüpft, denn er weis, daß er nicht unangefochten durch dieses Reich, in dem ich herrsche, zum Ausgang gelangt. Darf ich mir Ihren Namen ausbitten."

Ich nannte den meinigen.

„Das ist nicht genug," entgegnete Corneille verdrießlich. „Sagen Sie nur gleich dabei, worin Sie berühmt sind."

Diese Aufforderung setzte mich in Verlegenheit; ich war mir bewußt während eines langen Lebens nichts unternommen oder gesagt zu haben, das mir in Corneille's Meinung den Einlaß in das Heiligthum, das er bewachte, verschaffen konnte. Er bemerkte meine Verlegenheit, und sein Erstau-

nen ging allmählig in Mitleiden über. „Mein Herr,“ sagte er in einem milden Tone, „Sie schämen sich wohl des Faches, in dem Sie berühmt sind? Thun Sie das nicht. Erklären Sie sich offen. Haben Sie etwa ein Werk über gewisse Insekten geschrieben, die in den schmutzigen Stadtvierteln von Paris diesen Sommer so große Verheerungen anrichteten?“

„Nein, Herr Corneille, ich habe über diese Insekten kein Wort niedergeschrieben.“

„Schade, es wäre von Nutzen gewesen. Nun so sagen Sie doch worüber Sie geschrieben haben. Etwa über den Zahn des Rhinozeros oder den Bart der Auster?“

„Ueber keines von beiden,“ entgegnete ich.

„Nun denn?“

„Ich muß mich allerdings schämen, Herr Corneille, Ihnen zu gestehn —“

„Ach, ich begreife,“ rief der Nachkomme des berühmten Corneille, indem er mich scharf an-

blickte, „Sie haben also wohl über die Religion geschrieben, ohne Spöttereien einzumischen. Aber fassen Sie Muth; solche Leute wie Sie sind zwar nicht häufig hier im Vorzimmer, allein ich will Sie dennoch anmelden. Ja, ich will Sie anmelden.“ —

Es lag ein heroischer Entschluß in diesen Worten, dessen ganze Würde ich gebührend anerkannte, allein es schien mir Pflicht zu sein mit völliger Entschleierung der Wahrheit diese tugendhaften Anstrengungen zu hemmen. Ich trat daher meinem Original in den Weg und rief: „Herr Corneille, auf ein Wort: Ich habe weder über die Religion noch über die Insekten geschrieben, ich habe überhaupt gar nicht geschrieben, und wenn Sie mich nicht als einen völlig unberühmten Mann bei Ihrer Gebieterin anmelden wollen, so lassen Sie mich nur wieder fortgehn.“ Der Kammerdiener der Madame Geoffrin sah mich mit erstarrten Blicken an: „Gar nicht geschrie-

ben!" rief er, und nahm eine Prise, um sich nach einer so erschütternden Nachricht zu fassen; „nun gut," sagte er mit der wahrhaften Resignation eines Philosophen, „so werde ich Sie als einen Mann anmelden, der gar nicht geschrieben hat. Verziehen Sie einen Augenblick, ich werde sogleich mit der Antwort wieder da sein."

Er ging und während er fort war durchblätterte ich einen ganzen Stoß Flugschriften, die, geschrieben und gedruckt, theils Lobsprüche auf Madame Junon, theils günstige Kritiken von Schriften enthielten über Schriften und deren Autoren, die unter ihrem unmittelbaren Schutz standen. Corneille störte mich in diesem interessanten Geschäfte, indem er mich versicherte, daß seine Gebieterin durchaus keine Gründe habe, die sie verhinderten, mich sogleich vor sich zu lassen. Ich trat also in das Kabinet, hatte jedoch die Beschämung zu bemerken, daß die gelehrte Dame sich meiner durchaus nicht erinnerte. Es fehlte

wenig, daß sie nicht ein ähnliches Examen, wie ihr Diener es gethan, mit mir anstellte. Madame Junon war eine über die Gebühr alte Dame, die in einem Lehnstuhl am Feuer saß, und ihre erblindeten Augen mit einem weiten Schirm bedeckt hielt, auf dem Amor und die Grazien gemalt waren. Während der Unterhaltung, die ich mit ihr führte, verbrauchte sie wenigstens ein Viertelpfund Taback, welches seinen Weg durch eine dünne, plattgedrückte, fast wie ein Entenschnabel geformte Nase fand, die bei dieser menschenfreundlichen Manipulation taktmäßig auf- und niederschweppte. Offenbar wußte die ehrwürdige Priesterin dieses Tempels nicht, auf welchen Gegenstand der Unterhaltung sie mich eigentlich hinzustoßen habe; nachdem sie daher einige verworrene Andeutungen über die Tagsbegebenheiten in der diplomatischen und in der militärischen Welt auf gut Glück hatte vom Stapel laufen lassen, verfiel sie auf einen Gegenstand,

von dem sie mit der größten Sicherheit annahm, daß ich etwas davon wissen müsse. Sie schob demnach den Schirm mit Amor und den Grazien etwas in die Höhe, so daß er ihr ein keckes Ansehen gab, und indem sie dabei mit einem genialen Wurf das linke Bein über das rechte Knie warf fragte sie mit einem gewissen Blinzeln der Augen, das mir eine verunglückte Nachahmung früher erfolgreicher Koketterie schien: „Sind Sie ein Gluckist oder ein Piccinist?"

„Madame," entgegnete ich, „ich darf mich nicht als einen Kenner der Musik aufstellen —"

„Was thut das?" rief Junon, indem sie mit einem leichten Stoß ihrem Schirme ein noch gewagteres Ansehn gab; „um zu urtheilen braucht man nicht eben Kenner einer Sache zu sein. Was sagen Sie dazu? So halten wir es wenigstens hier in Paris." — Diese Keckheit schien der alten Dame selbst so sehr ergötzlich, daß ihre Leichtfertigkeit die höchste Staffel erreichte und

sie ein kleines gichtisches Gelächter aufschlug, das vollkommen den Klang hatte, als käme es hinter der Tapete hervor. „Nun also," fragte sie dringender, „sind Sie ein Gluckist oder ein Piccinist?"

„Gluck ist mein Landsmann," erwiederte ich, indem ich halb schamhaft, halb spöttisch zur Seite blickte.

„A la bonne heure, so sind Sie Gluckist," rief die Dame und gab ihrem Lehnstuhl einen gewaltigen Stoß, daß er drei Zoll mir näher rückte. „Auch ich bin eine Gluckistin. Es ist mir unbeschreiblich lieb Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wissen Sie auch, daß der Bürger von Genf auf unserer Seite ist?"

„Der Bürger von Genf?" —

„Jean Jacques. Sie haben natürlich seine Schriften gelesen?" Ich bejahte es. „Die Julie," fuhr die Dame fort, „ist ein allerliebstes Geschöpf; Rousseau hat dabei Einiges aus

meiner Jugendgeschichte copirt; der Himmel weis wer ihm das erzählt haben muß. Hier, mein Herr, nehmen Sie diese kleine Zange und bringen Sie mir die Kastanien aus dem Feuer. Sie sollen unser Abendessen ausmachen."

„Mit vielem Vergnügen," erwiederte ich, und ergriff eine Zange von Messing mit einem Griff von Ebenholz. „Das erinnert mich an eine Lafontainische Fabel," sagte ich mit einem Tone des Scherzes.

„Ganz recht," entgegnete sie:

Bertrand avec Raton, l'un singe, et l'autre chat —

„Ich habe die Marquise de Pigéon noch gekannt, der Lafontaine diese Fabel widmete. Sie war eine Frau gänzlich ohne Hintern, mit einem flachen Busen und einer Menge Sommerflecken im Gesicht. Nie sah ich eine häßlichere Person."

Die Kastanien waren auf einem silbernen Teller gesammelt und auf ein kleines Tischchen gesetzt.

Madame Geoffrin und ich verzehrten dieses Abendessen, wozu eine Flasche Chateau de Malle die Hälfte ihres Inhalts lieferte. „Mein lieber Graf,“ sagte die Dame sehr munter, „wie finden sie die Umstände, die Julien bewegen in den Verlust ihrer Jungfräulichkeit zu willigen?“

„Aeußerst psichologisch und der Natur abgelauscht —“ erwiederte ich.

„Nein,“ entgegnete die Dame heftig. „Julie hätte länger widerstehen sollen. Zu Zeiten der Regentschaft hätte man ein solches Weib ausgepfiffen. Nicht weil sie gegen die Gesetze der Tugend verstieß, sondern lediglich weil sie gegen die Klugheit sündigte.“ Sie hielt einen Augenblick inne, dann blickte sie wieder mit dem schalkhaften Augenblinzeln mich an und rief: „Hab' ich Grundsätze oder keine? He! So denkt man wenigstens in Paris.“

„Und man hat vollkommen recht,“ erwiederte ich, indem ich sehr gravitätisch eine dampfende

Kastanie in den Mund schob. „Leiden Sie auch an gestörter Verdauung?“ fragte Madame Geoffrin. „Man sagt, daß das Wasser hier die Eigenschaft habe, den Fremden auf mehrere Wochen den Magen von Grund aus zu verderben.“

„Ich kann mich über den meinigen nicht beklagen,“ entgegnete ich ernsthaft.

„So sind Sie glücklich,“ rief die Dame, heftig auf ihre Dose klopfend. „Ich kann seit fünf Jahren keine Soupé's mehr vertragen; und ich gab deren so ergötzliche. Was macht die Philosophie in Deutschland?“

„Seitdem Voltaire Berlin verlassen —“

„Ja ganz recht, seitdem sind sie ohne Philosophie, ohne Poesie, ohne Geist. So denkt man wenigstens in Paris.“

„Und darin hat man vollkommen Recht.“

„Aber warum ließ man ihn denn gehn? Er ist geldgierig; einige Dukaten mehr hätten ihn

bleiben machen. Aergerte sich der König etwa, daß er ihm seine Verse corregirte? Soll ich Ihnen nicht noch ein Glas Chateau de Malle einschenken? oder trinken Sie lieber Madeira? Haben Sie Thomas Buch über die Weiber gelesen? Die Stelle hat daselbst meinen ganzen Beifall, wo die heilige Therese ausruft: „wie unglücklich sind die Teufel, sie lieben nicht!" — Nie ist über den Begriff der Hölle etwas Wahreres gesagt worden. Nun, Sie antworten mir nicht in Rücksicht Voltaires?"

Diese Erwiederung wurde mir erspart, denn Corneille trat ein, nahte sich ungenirt unserem Tische und nahm die Weinflasche weg, indem er etwas in den Bart murmelte, das einer Verwünschung glich. „Er ist über meine Diät gesetzt," sagte die Dame, „und ich sehe, daß ich seinen Unwillen durch ein Gläschen über das Maaß erregt habe."

„Allerdings, Madame," entgegnete Corneille

mürrisch. „Der Glockenschlag der Kirche zu St. Sulpice hat die neunte Stunde verkündet.“

„Schon?“ fragte die Gebieterin überrascht und durch das verdrüßliche Gesicht ihres Dieners nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. „Alsdann Corneille wird es Zeit sein —“

„Ja wohl wird es Zeit sein.“ Er schob mit diesen Worten den Lehnstuhl und die Dame vom Kamin weg, und lenkte mit dieser Equipage auf die Thür eines Seitenzimmers los. „Halt Corneille,“ rief sie, „ich habe dem Herrn Grafen dort noch nicht mein Abschiedliedchen gesungen.“ Der Stuhl stand still und die gelähmte Priesterin mühte sich ein paar Verse aus einer alten Oper mit einem versagenden Falsett und mit Absendung eines schalkhaften Kußhändchens zu singen. Nach einer tiefen Verbeugung von meiner Seite setzte sich der Stuhl wieder in Bewegung und verschwand hinter den Vorhängen des Alkoves. Ich verließ den Tempel, sehr befriedigt den Augen der alten

Französin als ein unverbesserlicher insipider „Deutscher“ erschienen zu sein. Corneille würdigte mich nicht bis auf die Treppe mit Licht zu begleiten, denn ich hatte ja kein Buch geschrieben, selbst nicht einmal über die Insekten des schmutzigsten Stadttheils von Paris. —

Der Leser wird vorbereitet auf gewisse Aufschlüsse, die er im nächsten Abschnitt wirklich erhält.

Man muß nach der vorhergehenden Skizze die Encyklopädisten nicht beurtheilen; es war ein achtungswerther Verein genialer Männer, die eigenthümliche Bahnen des Wissens und der Forschung einschlugen. Ich brauche nur die Namen Grimm, Diderot, Helvetius, d'Alembert, Raynal, La Condamine, La Harpe zu nennen, um den Tribut der Ehrfurcht für einen so seltenen Verein von Geist, Geschmack und feiner Beobachtung zu fordern. Montesquiou und Fontenelle waren die Vorläufer auf diesen Bahnen. Obgleich die Bemühungen dieser zum Theil sehr redlichen Forscher nur auf die Zerstörung dessen ausgingen, was früher dem Staat und der Gesellschaft zur Basis gedient hatte, so kann man ihnen doch keine direkt bös-

willige Absicht Schuld geben. Ihre Grundsätze sind zu bekannt, als daß sie hier noch einer Erwähnung bedürften, ich beabsichtige nur die Richtung zu bezeichnen, die einestheils in's Lächerliche, wie im vorigen Abschnitt, anderntheils in's höchst Tragische ausging, wie dieses die Geschichte der Verbrüderung der „Männer des Lichts" beweiset.

Der Leser erinnert sich der Verbindung, die ich in Bamberg in den Räumen des „unheimlichen Hauses" schloß. Dieses Band hatte ich seitdem leider noch fester geknüpft. Meine Neigung für alles Geheimnißvolle war nicht allein der Beweggrund gewesen, ich hatte im Handeln so wie in den Gesinnungen dieser Männer so viel Achtungswerthes und Erfolg versprechendes gefunden, daß ich mich nach und nach daran gewöhnt hatte ihre Zwecke auch für die meinigen zu halten. Von dieser Ueberzeugung war ich indeß lange schon zurückgekommen. Man hatte mir höhere Grade zuertheilt, und wahrscheinlich, weil die Gesell-

schaft hoffen konnte mich meiner öffentlichen angesehenen Stellung nach zu ihren weltlichen Absichten zu brauchen, war man beflissen gewesen mir so deutlich wie möglich zu zeigen, wo man eigentlich mit all der Geheimnißthuerei und den versteckten Reden hinsteuerte. Die Zusammenkünfte in Bamberg trugen einen rechtlichen Charakter an sich; ich hörte daß sehr viele Mitglieder dieses Bundes sich damit begnügten, diesen ersten Grad anzunehmen, es wäre für meine Ruhe äußerst dienlich gewesen, wenn auch ich mich mit dem, was ich erreicht hatte, begnügte. Die Verbindung der Männer „der Morgendämmerung", wie sie sich nannten, war schon revolutionären Ideen geweiht. Dieser zweite Grad hielt seine Versammlungen schon weit geheimnißvoller. Die Mitglieder machten sich durch schreckenerregende Schwüre verbindlich nichts von den geheimen Zwecken der Gesellschaft kund werden zu lassen. Ich besuchte sie in Dresden, wo ich viele Pa-

trioten fand, auf deren erhitzte Gemüther es mir gelang einen wohlthätigen und beschwichtigenden Einfluß zu üben. Die „Männer des Lichts“ endlich beschäftigten sich in den dunkelsten Schlupfwinkeln, unter den unerkennbarsten Verlarvungen, mit dem Umsturz alles Bestehenden. Nie hab ich gräßlichere Vorsätze, nie entsetzenerregendere Drohungen, nie tollere Verwünschungen aussprechen hören, als in der Mitte dieser bis zum Wahnsinn wüthenden „Mißvergnügten.“ Mein Eid verpflichtet mich auch jetzt noch, nichts von dem Detail dieser empörenden Beschlüsse, die man dort faßte, zu veröffentlichen; die Zeit wird es thun; nur so viel bemerke ich, daß wenn dieser gährende Stoff nicht durch einen sehr glücklichen Zufall unschädlich abgeleitet wird, er das Gebäude der ganzen menschlichen Gesellschaft einer vernichtenden Katastrophe entgegenführen muß. Diese im Dunkel schleichenden Richter waren von allen Mißbräuchen, von allen Schwächen unserer

so sehr raffinirten und gebrechlichen Civilisation unterrichtet. Ihren Blicken entging nichts, und ihre Racheplane waren nicht das Werk einer momentanen Stimmung, sie waren seit einem Vierteljahrhundert sistemmäßig geleitet, und bis zu dieser Höhe der Crisis geführt worden.

Ich kann dich versichern, mein Leser, was ich dir am Anfange meiner Geschichte von den Besorgnissen gesagt habe, die mich quälen, von den düstern Ahnungen in Betreff der Zukunft, daß alle diese schwarzen Vorstellungen aus dem Schoße jener entsetzlichen Verbrüderungen stiegen. Es ist ein marterndes Gefühl, glaube mir, wenn man sich auf der Bühne eines Jahrhunderts stehen fühlt, dessen Boden wankt, dessen Stützen brechen, und dem ein jäher Einsturz droht. Dieses Gefühl habe ich nie los werden können; selbst unter den glänzendsten Festen, unter der heitersten Umgebung nicht. Oft fragte ich mich ernstlich: bin ich es denn allein, der wie im Fiebertraume Gespenster

sieht, der mitten durch eine im Genuß schwelgende Welt düstre Schatten künftiger Rache und Vergeltung schreiten sieht; allein ich wurde gewahr, daß auch Andre so dachten und fühlten. Ich sprach manchen Staatsmann, den die Erfolge, so glänzend sie waren, nicht für die Zukunft beruhigten; ich lernte Philosophen kennen, die der Schimmer nicht blendete, der augenblicklich den Zustand der Gesellschaft in eine trügerische Hülle barg, die über die frivolen Spöttereien hinweg in eine wildbewegte kommende Zeit blickten und sich nicht ihre Schrecken weg lächelten. Im Ganzen war jedoch Paris der Heerd des gedankenlosesten Leichtsinns. Die Regierung eines jungen Königs, der mit den sanftesten und gerechtesten Gesinnungen den Thron bestieg, erweckte blühende Hoffnungen; die alten Schäden der Staatsform wurden durch die Künste der Minister verdeckt. Man träumte von nichts, als von Frieden und Glück. Aerzte, Wunderthäter und Philosophen um die Wette

prophezeihten eine ewige Gesundheit, ein ewiges Glück. Aber wie gesagt, alles dieses war ein wankender Boden. Möchte der Himmel diese Verkündigungen zu nichte machen; ich will alsdann gerne als ein Lügenprophet dastehn.

Mehrere Aufforderungen, die mir zugestellt waren, die Versammlungen der Männer des Lichts in Paris zu besuchen, hatte ich abgelehnt. Eines Nachmittags erhalte ich den Besuch eines Unbekannten, der mich um eine geheime Unterredung bittet. Ich führe ihn in mein Kabinet, er setzt sich und nachdem er mich mit einem finstern durchbohrenden Blick lange Zeit fixirt hat beginnt folgendes Gespräch:

„Mein Herr, Sie besuchen nicht mehr die Loge —?“

„— Mein Herr, haben Sie Rechte mich hierüber zu befragen?“

Er machte statt der Antwort ein gewisses Zeichen und blickte mich dann wieder mit dunkeln

drohenden Augen an. „Nun denn,“ entgegnete ich fest. „Die ehrwürdigen Meister werden von Straßburg aus, wo ich zuletzt die Ehre hatte im Schatten der Palme zu — zu ruhen, meine in schuldiger Form ausgestellte Bittschrift erhalten haben.“

„Sie haben sie erhalten, Herr Graf, allein sie sind mit den Gründen, die Sie zur Bitte bewegen, nicht einverstanden.“

„Und weshalb nicht?“ fragte ich verwundert. „Man wird mir doch keinen Zwang auflegen?“

Der Abgesandte lächelte boshaft und schwieg.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte ich mit Strenge.

„Die Gesetze der Verbindung,“ erwiederte er, „gestatten keinen Austritt. Wir laden Sie also nach wie vor ein die Loge zu besuchen. Hier ist die Adresse. Sie wissen, welche Strafe auf dem Verrath steht.“

„Mein Herr,“ rief ich entrüstet, „Sie werden beleidigend. Berücksichtigen Sie, ich bitte, mein Alter und meine Stellung.“

Bei diesen Worten erhob sich mein Gegner; ließ sich vor mir auf ein Knie nieder, küßte mir die Hand in tiefster Devotion und sagte dabei. „Nicht Ihre Stellung, ehrwürdiger Bruder, denn wenn Sie der König wären, ich achtete Sie deshalb keines Blickes werth, aber Ihr Alter und Ihre Verdienste, von denen keines im Buche des Lebens aufzuzeichnen vergessen ist, werfen mich vor Ihnen im Staub nieder. Ich ersuche Sie um die Gnade mir eine günstige Antwort zu ertheilen.“

„Stehen Sie auf, mein Herr,“ entgegnete ich, indem ich ihm winkte seinen Stuhl wieder einzunehmen. „Hören Sie mich an. Wenn ich von dem Kreise der Erwählten fern bleibe, so geschieht es nicht weil ich ihre Gesellschaft verschmähe, oder wohl gar darauf sinne sie zu ver-

rathen; einzig und allein ist mein Alter daran Schuld, das mich hindert Pläne für die Zukunft zu entwerfen, oder mit im Rathe zu sitzen wo solche Pläne entworfen werden. Ich habe ein langes Leben hinter mir; ich habe es nach besten Kräften für das Wohl meiner Nebenmenschen anzuwenden gestrebt, jetzt will ich Ruhe; ich bedarf ihrer um mich vorzubereiten, vor jenem Richter zu erscheinen, der uns Alle berufen hat, Rechenschaft von unserm Thun vor ihm abzulegen. Ihre Brüder, mein Herr, werden diesen Gründen ihren Beifall unmöglich versagen. Das Werk an dem sie arbeiten, und an dem auch ich gearbeitet zu haben mir zur Ehre anrechne, bedarf jugendlicher Kräfte. Der Zweifel und das Zögern, in meinem Alter ein unumgängliches Attribut der Jahre, paßt nicht zu ihren Zwecken. Ich wünsche ihnen Glück, aber dieses Glück selbst herbeiführen zu helfen, würde mir jetzt nicht mehr gelingen. Ich werde ihnen immer zugethan blei-

ben; allein machen Sie keine Ansprüche an einen kranken Greis.“

„So wollen Sie also auch keinen der Wünsche der Gesellschaft in Betreff der Angelegenheiten nach Außen hin berücksichtigen?“

„Ich bin nicht mehr Gesandter, mein Herr, ich bin nicht mehr General, meine Wunden und meine Orden sind vergessen, und die Mahnung daran bei irgend einem Fürsten könnte, fürchte ich, nur unangenehmen Eindruck machen. Die Verhältnisse haben sich geändert; ich bin mit vielen meiner Zeitgenossen von der Bühne abgetreten; man wird sich meiner ebenso wenig erinnern als jener. Ich habe nie bei einem Fürsten eine Bittschrift eingereicht, man hat mich nur dann in den Vorzimmern der Großen gesehen, wenn ich es durchaus nicht vermeiden konnte; was können Ihnen also die Verwendungen eines Mannes nützen, der immer einestheils zu stolz, anderntheils zu unbeholfen gewesen ist, um sich einfluß-

reiche und auf die Dauer geltende Verbindungen zu knüpfen? Und hier in Paris beschränkt sich mein Umgang nur auf ein paar gelehrte Frauen, einige Männer der Wissenschaft und auf zwei bis drei Freunde, die mir aus alten Tagen geblieben."

„O, verehrter Herr!" rief mein Gast mit einer Miene der äußersten Verwunderung, „wollen Sie, daß wir das wörtlich so glauben sollen? Uns ist bekannt, daß Sie eine Correspondenz mit einem Manne führen, der da würdig wäre, der Meister unsrer Meister zu sein."

„Eine Correspondenz?" fragte ich, „und mit wem?"

„Kennen Sie diese Hand?" Er hielt mir ein Blatt vor und ich erkannte die darauf befindlichen Schriftzüge sogleich für die meines geheimnißvollen Correspondenten, von dem ich seit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte. Mit dem Ausdruck lebhafter Neugier erfaßte ich das Papier und rief eilig: „Wie kommt diese Schrift in Ihre

Hände, mein Herr? Wissen Sie etwa, wo der Mann wohnt, der dieses geschrieben?“

„Sein Aufenthaltsort ist uns unbekannt,“ entgegnete der Abgesandte der „Männer des Lichts“ mit einem wehmüthigen Lächeln. „Wir wünschen das von Ihnen zu erfahren.“

„Von mir? Und ich trachte schon seit langer Zeit selbst dieses Geheimniß zu erkunden.“

„Sie scherzen.“ —

„Wahrhaftig nein. Der Gegenstand ist nicht danach.“

„Nun denn,“ rief der Mann im Tone der äußersten Bestürzung, indem sein Antlitz bleich wurde und seine Hand zitterte, „nun denn, so müssen wir fürchten, daß dieser Edle, dieser unsterbliche große Mann nicht mehr unter den Lebenden wandelt.“

„Was sagen Sie?“

„Er ist zur höhern Vollziehung der Pflichten berufen, die wir hier in Dunkelheit und Elend

zu erfüllen uns bestreben. Er ist den Tirannen dieser Erde entrückt, er erndtet wo wir noch säen!" Ein Strom von Thränen unterbrach hier den enthusiastischen Redner.

„So sprechen Sie doch!" rief ich ungeduldig. „Sie sehen wie mich Ihre dunkeln Andeutungen aufregen. Kannten Sie jenen Mann? Kannte ihn die Loge?"

„Sie kannte ihn nicht," rief der Gefragte nach einer Pause. „Niemand von uns hat ihn persönlich erschaut. Er hat wie ein ferner Gott in unsrer Versammlung gewirkt durch Briefe, durch Ermahnungen, durch kühne und geistsprühende Expektorationen. Aber wissentlich haben wir ihn nicht gesehn."

„Seltsam, und die Loge weis, daß ich mit diesem Unbekannten in Verbindung stehe?"

„Das weis sie. Er hat eine Art Vermächtniß in unsre Hände niedergelegt, das wir verpflichtet sind Ihnen einzuhändigen, wenn ein so

trauriger Fall eintreten sollte, wie es jetzt leider den Anschein hat.“

„Ein Vermächtniß, und worin besteht dieses?“

„In einem Päckchen Papiere. Es ist wohl versiegelt, und unser strengstes Siegel daraufgedrückt.“

„Mein Himmel!“ rief ich, „dieses Vermächtniß wird mir vielleicht über ein entsetzliches, über ein grausames Räthsel meines Lebens Aufschluß geben.“

„Es kann sein, mein Herr.“

Die heftigste Aufregung hatte mir die Sprache genommen. Eine Ohnmacht drohte meine Sinne zu umnebeln, ich hielt mich zitternd an der Stuhllehne. Mein Gast sprang auf und wollte mir Beistand leisten, ich wies ihn mit einem stummen Wink zurück. „Die Papiere, mein Herr,“ stammelte ich, „die Papiere! Ich wünschte sie zu haben so bald als möglich.“

„Wir werden nicht zögern sie Ihnen einzu-

liefern, denn die fünf Jahre, die als Termin festgestellt waren, sind jetzt verflossen. Der Unbekannte hat nichts von sich hören lassen."

„Von welchem Ort gelangten die letzten Nachrichten über jenen Räthselhaften zu Ihnen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Graf; überhaupt glaube ich nicht, daß irgend Einer von uns das Geringste über die Verhältnisse und den Aufenthaltsort unseres erhabenen Bruders weis."

„Aber wenn Sie mit ihm in fortgesetzter Verbindung standen?" fragte ich verwundert.

„Auch dann," entgegnete der Abgesandte der „Männer des Lichts" mit einem Tone scheuer Ehrfurcht. „Wir haben es mit den Gesinnungen, selten mit der Person zu thun. Reift unser heiliges Werk so werden uns die Hände nicht fehlen, nachdem wir früher schon die Köpfe auf unsre Seite gebracht. Wahrlich, wir gehen einer großen Zeit entgegen. Ich sehe im Geiste die

Throne wanken und die Fürsten schattenähnlich verschwinden. Die Sonne des neuen Tages steigt, und wir stehen auf der Höhe der Zeit, um sie zu bewillkommnen."

Diese begeisterten Worte verklangen an meinem Ohr; ich vernahm nichts von dem Verfolg der Rede des „Eingeweihten." Als ich aus dem Zustand von Bewußtlosigkeit, in den mich der Andrang der verschiedenartigsten Gefühle und Gedanken versetzt hatte, erwachte, sah ich mich allein. Den andern Morgen wurden mir folgende Papiere eingehändigt.

Papiere des Unbekannten.

Ich öffnete mit zitternder Hand die Umhüllung. Ein kleines Päckchen besonders versiegelt war von einer mir völlig unbekannten Hand überschrieben. Ich brach das Siegel und erkannte — Maria's Schriftzüge. Meine Thränen begrüßten diese theuren Zeichen.

Es fanden sich eine große Anzahl Briefe, ein Tagebuch und noch einige andere Aufsätze, sämmtlich von ihrer Hand. Die Briefe enthielten die Ergießungen einer reinen unaussprechlich innigen Zärtlichkeit. Ich theile hier nur drei davon mit, die als Heiligthümer meines innersten Lebens gelten mögen.

Erster Brief Maria's.

Wo wirst Du sein, Geliebter, wenn Du diese Zeilen liesest, wo werde ich sein? — Vielleicht

trifft Dein Auge nie auf diese Geständnisse des Kummers und der Schwäche, vielleicht erreichen wir beide unser Geschick, ohne daß Einer von dem Andern etwas erfährt. Dieses wäre eine harte Prüfung des Himmels, allein gewiß keine unverdiente. Laß mich in kurzen Worten Kunde von meinem Geschick Dir geben. Verurtheile mich nicht zu früh, zürne mir nicht mit weltlichem übereilten Zorne, wenn ich Dir gestehe, daß ich freiwillig von Dir entfernt lebe. Höre mich, Du weißt, daß ich wahr und aufrichtig bin.

Am Abend unsrer Trennung hatte der Himmel alle irdischen Kronen des Glückes und der Freude auf mein Haupt gehäuft; mein Herz und mein Geschick war in Deine Hand niedergelegt, in die Hand der treuesten Liebe, der ehrenfestesten Gesinnung. Was wäre zu wünschen mir übrig geblieben? Und dennoch bekenne ich Dir, so wie es jetzt gekommen ist's besser um Dich und um mich.

Der Mann, der mich von Dir trennte, ist Dein Freund; er handelte eigenwillig, richte ihn nachdem Du ihn gehört. Ich habe ihm verziehen, noch mehr ich billige die Gründe seiner That, ich nahm sie zur Richtschnur meines eigenen Handelns. Glaube nicht, daß Polyxena Theil an meinen Entschlüssen hat. Ich habe sie seit unserer Trennung nicht wiedergesehen und ihr auch nicht geschrieben. Sie liebt Dich, allein, ihre Seele ist zu edel, als daß sie zu einem so niedrigen Mittel hätte greifen sollen, als meine gewaltsame Entfernung gewesen wäre. Höre selbst und urtheile.

Vielleicht hast Du, wenn Du diese Zeilen liesest, schon längst mit jenem Manne abgeschlossen, der der tugendhafteste und edelste seines Geschlechts ist, und den der Himmel als Freund Dir zur Seite gestellt hat. Ich übernehme es nicht ihn zu entschuldigen; Thaten, wie die seinige sind für den Maßstab, nach dem wir die Handlungen

der Menschen beurtheilen, zu groß, für das Urtheil der Menge zu ungewöhnlich und für das Urtheil einer Frau zu männlich. Ich hätte nie so handeln können; ich hätte nie gewagt das Geschick meines Freundes für mein Eigenthum zu erklären, um damit zu schalten, wie es mir gefällt. Es liegt hierin ein Stolz, eine anmaßliche Kühnheit, deren in diesem ungeheuren Grade nur eine männliche Seele fähig ist. Man muß diese That verdammen oder anbeten, ein Drittes gibt's nicht. Welch eine dämonische Kraft liegt in diesem Menschen!

Wenige Tage vorher, ehe wir unsre Reise auf Dein väterliches Schloß antraten, ließ sich ein Mann bei mir melden, der vorgab mir wichtige Dinge vertrauen zu müssen. Du kennst mich wie ich schüchtern bin, ich willigte nicht in diese geheimnißvolle Zusammenkunft, den nächsten Tag auf einem Spaziergange streifte ein Unbekannter mir nahe vorüber, und ehe ich noch recht wußte

was geschah, hatte ich ein Päckchen Papiere in der Hand. Es wäre thöricht gewesen, sie uneröffnet liegen zu lassen, aber auch vielleicht gefährlich mit ihrem Inhalt mich bekannt zu machen. Nach langem Zaudern entschloß ich mich sie meinem Oheim zu übergeben. Er durchlas sie kopfschüttelnd und wußte nicht was er aus ihnen machen sollte. „Es wird hierin von einer Person gesprochen," sagte er mir, indem er mir die Blätter wiedergab, „die ich aus den Nebeln heraus, welche sie umhüllen, nicht erkenne. Offenbar ist der zudringliche und geheimnißvolle Besorger dieser Mittheilungen bei Dir an die unrechte Empfängerin gerathen. Allein, was hier steht, kannst Du, mein liebes Kind, gänzlich ohne Gefahr lesen."

Jetzt nahm ich die Briefe und durchflog sie mit der größten Neugier. Mir ahnete, daß etwas über Polyxena darin stände, aber wie erstaunte ich, als ich mich selbst fand. Die Räthsel, die

mein guter Onkel gefunden, waren für mich nicht da. Die Person, von der gesprochen wurde, warst Du — ich erkannte Dich in jedem Zuge, und der, der dieses schrieb, nannte sich Deinen Freund. Die acht oder neun Briefe, die das Päckchen enthielt, waren mit dem leidenschaftlichsten Feuer geschrieben. Nie hatte ich geahnet, daß außer mir, die ich Dich mit den Augen der zärtlichsten Liebe sah, noch ein Anderer Dich so reizend, so achtungswerth, so groß erblicken könnte, als es hier geschah. Die ehrgeizigen Pläne Deines Vaters, Deine eigenen kühnen Hoffnungen, die Ansprüche auf eine glänzende Laufbahn, die Du mit Recht machen konntest, wurden mir auf die beredteste Weise offen dargelegt, und jeder Brief schloß mit der leidenschaftlichen Frage: „Und was werden Sie thun, um diese Hoffnungen zu fördern, diese Entschlüsse zu bekräftigen, diese ehrenvolle und glänzende Zukunft sicher zu stellen? Sie, die ihm am näch-

sten steht, Sie, deren Wink er folgt, Sie, die über sein Geschick gebietet?" —

Das Mahnende, das in diesen Worten lag, regte mich auf, und indem der stolze Gedanke eine ganze Welt neuer Gefühle in mir erschloß, ward auf der andern Seite meine Besorgniß geweckt. Das Verantwortliche meiner Stellung fiel mir jetzt zuerst auf. Die Liebe hatte nicht gegrübelt, sie hatte nicht geurtheilt, sie hatte in ihrer ganzen Fülle sich hingegeben. Es hatte ihr von keiner andern Hoffnung geträumt, als der des Glückes, keine andere Bürgschaft für die Zukunft war ihr nöthig erschienen als die, die in der unwandelbaren Treue liegt. Ich zitterte, als ich diese Briefe wieder und immer wieder las. Der Unbekannte hatte mich um eine Antwort ersucht, ich war nicht im Stande ihm eine zu geben. Darüber rückte unsre Abreise heran.

Auf dem Schlosse Deines Vaters angelangt traf ich nun persönlich mit diesem Dionys zusam-

men. Mit Einwilligung meines Oheims besprach ich mich mit ihm; man wußte nicht anders, als daß der Austausch unsrer Nachrichten auf sehr unwesentlichen Dingen beruhte; in Wahrheit hab' ich ihn auch nur einmal gesehen, und die Eröffnungen, die er mir damals machte, haben nur einen verworrenen Eindruck auf mich hervorgebracht, indem sie mich ängstigten statt mich zu irgend einem Entschluß zu fördern. Die Geberden und Worte Dionysens drückten die wildeste Aufregung aus. Er entfernte sich und seine letzten Worte wären eine Drohung.

Er führte sie aus. Sein Plan mich zu entführen war schon lange angelegt. Mehrere Umstände vereinigten sich, daß er sicher gelang. Ich sage Dir nichts von meiner damaligen Stimmung; Dein Herz wird dieselben Grade unerträglicher Marter durchgemacht haben, wie sie dem meinigen auferlegt wurden. Erst in einem Kloster an der Grenze von Pfalz-Baiern lernte ich meinen Ent-

führer kennen. Eine düstre Ahnung hatte mir schon zugeflüstert, daß es Niemand anders sein könne, als jener Dionys. Er war es auch.

Er duldete meine Vorwürfe; er litt selbst unsäglich bei meinem Schmerze, und die ersten Wochen, ja Monate, vermied er es sorgfältig mir seinen verhaßten Anblick zu zeigen. Erst als ich alle Mittel erschöpft hatte meine Gefangenschaft zu brechen, als mein Schmerz Einiges von seiner wilden Herbheit verlor, nahte er sich mir und trug mir in dem ehrerbietigsten Tone, mit allen Zeichen des innigsten Gefühls, der lautersten Gesinnung die Gründe vor, die ihn bewogen hatten diesen grausamen und anmaßlichen Gewaltstreich auszuführen.

Diese Gründe, urtheile selbst über ihre Stärke, denn sie waren im Stande die empörte Sprache meines Herzens zum Schweigen zu bringen. Dionys nahm mir das Versprechen ihm und seinen Plänen drei Jahre zu schenken. Nach Verlauf

derselben gab er mir sein heiliges Wort selbst mich in Deine Arme zurückzuführen. Unterdessen nahm die Aebtin des Klosters, die eine Verwandte Dionysens ist, mich in ihren Schutz und gewährte mir die zärtlichste Vorsorge, die Liebe einer Mutter. — —

Zweiter Brief Maria's.

Im Kloster zum leidenden Herzen Jesu.

Wie seltsam sind die Geschicke dieses Mannes! Welch eine Kraft ruht in seiner Seele und wie finster sind seine Träume. Nie hielt ich es für möglich, daß ein Gedanke, ein einziger riesiger Gedanke so ganz die Existenz eines Menschen bilden könne. Wärst Du nicht, Geliebter, auch sein Wesen wäre erloschen. Er lebt nur in Dir. Seine Liebe hat etwas von dem Trotz und dem grenzenlosen Eigenwillen eines Gottes; er will, daß Dein Glück, Dein Ruhm — seine Schöpfung seien, und das Gute, Segensreiche, das Du voll-

bringst, soll als seine That ihm zu gute kommen und ihn für ein jammervoll zerstörtes Leben schadlos halten. Ja, das Leben dieses wundervollen Menschen ist ein jammervoll zerstörtes, im Keim schon zerstörtes. Er muß das Opfer eines entsetzlichen Verraths gewesen sein, sonst könnte diese Bitterkeit nie in seine Seele gekommen sein. Wer mag ihn verwundet haben? Warum sucht er nicht offen an Deiner Freundesbrust den Frieden, den man ihm geraubt? Warum hält er sich im Dunkeln vor Dir und begnügt sich auf jedem Deiner Schritte Dir unbemerkt zu folgen? Hier liegt noch ein Geheimniß, das ich zu ergründen nicht im Stande bin.

Ich weis, daß Du ihn für todt hältst — aber warum zerstört er diese Täuschung nicht. In seiner Stelle würde ich meines mächtigen Freundes Hülfe in Anspruch nehmen, um mich an dem zu rächen, der mich beleidigte, der mir mein Leben vergiftete. Denn nie sah ich Dionys

froh, nie lächeln. „Ich habe es verlernt,“ antwortete er mir einmal. „In einer fürchterlichen Nacht, in einem Moment, wo alle Schrecken des Todes auf mich drangen, verlernte ich jene Miene des Glückes und des Frohsinnes.“

Wehe dem, der diese Seele so tief in Nacht hüllte!

Ich könnte nie diesen finstern Dionys lieben, aber ich bewundre ihn, es fehlt wenig, daß ich ihn anbete. Seine Seele ist voll Größe, eine Größe, an die ich kaum mit dem Gedanken hinanreiche. Seine Begeisterung für das Edle ist eben so mächtig als erhaben; seine Ideen über die Verbesserung des menschlichen Zustandes, über Abschaffung schändlicher Mißbräuche sind die Frucht langen und peinlichen Studiums. Das große Resultat seiner Forschungen will er nicht für sich — er drückt sie als eine glänzende Krone Dir aufs Haupt. Er führt die Entäußerung seines Selbst so weit, daß er dem Freunde selbst seine

Seele, seine Gedanken, seinen Ruhm willig hingibt, und sich selbst dabei in Nacht verbirgt. Die Früchte seiner Mühen sollst Du ärndten; er ist todt, nur Du lebst, nur in Dir lebt er, Dir ein doppeltes Leben zu schenken, stirbt er! Wo sahst Du jemals, o mein Theurer, unter den bewunderten Beispielen, die die Geschichte von Freunden aufzählt, einen solchen Bund! — Was wäre ich, wenn ich nicht trachtete mein armes Herz zu besiegen, um neben einem solchen Herzen würdig zu schlagen?

Und dennoch — wie schwer lastet die übernommene Pflicht auf mir! — In der Einsamkeit meiner Klosterzelle will ich es meinem Gott und Dir vertrauen wie groß meine Schwäche ist, wie bitter mein Schmerz. Wenn eine Krankheit mich von der Erde nähme; wenn ich stürbe vor Ablauf der zwei Jahre, die noch zwischen uns trennend liegen? O Himmel — —

Oft bin ich eifersüchtig auf Dionys. Was

hat die Liebe Großes, wenn die Freundschaft so allmächtig sein darf? Dieser Dionys hat nie ein Weib geliebt; ich bin davon völlig überzeugt: denn neben einem solchen Gedanken, wie er ihn zum Inhalt seines Lebens gemacht, hat keine Liebe Platz. Das vollkommenste Weib ist da nur ein Schatten, ein Spielwerk, die Puppe eines müßigen Moments.

Kann ich zürnen, wenn er einen Theil seiner großen Opfer auch mir aufbürdet? Hätte unsre Verbindung damals nicht Deine glückliche Zukunft im Keime zerstört? Muß nicht einem Manne, der wie Du sich einer Reihe würdiger Ahnen angeschlossen sieht, der hoch gestellt ist, der in eine bewegte Zeit tritt und überall Bahnen ruhmvoller Thätigkeit sich geöffnet sieht, mehr an den Erfolgen ehrenvoller und glänzender Wirksamkeit gelegen sein, als an dem Glück stiller Liebe und einsamer Weltentfremdung? Dein Herz hatte schon gewählt, nie hätte selbst meine Entsagung Deine

Entschlüsse geändert. Kannst Du es tadeln, daß ein Dritter diese heilsame Trennung vollbrachte?

Der Erfolg wird diese kühne That rechtfertigen; bis dahin ruht sie als ein düsteres Schicksal auf der Seele ihres Thäters.

Dionys verschafft mir unausgesetzt die genauesten Nachrichten von Dir. Ich weiß auf das Bestimmteste wo meine Träume Dich suchen sollen. O Du mein Licht, mein Leben. Wie selig wird unsre baldige Vereinigung sein. Ich bin dann stolz auf Deinen Besitz, denn ich habe ihn durch ein freiwilliges Opfer erkauft. Mich bindet hier nichts als mein eigenes Wort. Ich nehme es zurück und ich bin frei. Aber wie dürfte ich dann jemals vor Dionys erscheinen?

Es ist unsäglich, welch eine Gewalt er über mich ausübt. So müssen Menschen aufeinander einwirken. Der gewaltige Wille schafft die Einigung der widerstrebendsten Massen.

Welch eine Ruhe, welch ein süßer Gottes-

friede umgibt mich hier. Soll ich aus dieser Welt scheiden, ich thäte es mit Ergebung und mit Dankbarkeit. Hab ich nicht alles in Fülle genossen, was dieses Leben Schönes hat? Gelang es mir nicht im Besitz der reinsten Liebe zu schwelgen? Thue ich Recht, wenn ich mehr verlange? Kann denn nicht die Enttäuschung den Blumen den Duft rauben, die jetzt noch meine Schläfe als bräutlicher Kranz zieren? — —

Dritter Brief Maria's.

Meine Frist ist um, die Zeit rückt heran, wo ich die Welt und meine Freunde wiedersehn soll. Mein alter treuer Oheim, welch eine Schuld hab ich Dir abzubitten für fünf Jahre, die ich Dir entzog. Polyxena! auch Dich werde ich nun bald in meinen Armen halten, meine schöne Freundin. Ich bin überzeugt Du gibst mir recht; denn Deine entschiedene Mißbilligung hatte diese frühe Heirath. Drei Jahre war die Abmachung, zwei

hab ich noch freiwillig hinzugelegt; allein jetzt auch keine Minute gezögert. Ich suche Dich auf, Geliebter, ich kehre an Dein Herz zurück, an dieses Herz, das mir unwandelbar treu geblieben ist. Sind denn auch fünf Jahre Trennung wirklich eine Prüfung für zwei Seelen, die sich lieben, wie wir uns lieben? — Nein, diese Spanne Zeit hat unseren Flammen nichts von ihrer Beständigkeit und Glut geraubt.

Dieses Herzklopfen tödtet mich. Die Einsamkeit hat mein Uebel genährt — ich fürchte den Tod nicht — in Deinen Armen möchte ich sterben.

Beunruhige Dich nicht. Wir werden zusammen lächelnd diese Zeilen lesen. Ich sterbe nicht. Wie oft hast Du mir diesen Gedanken an einen frühen Tod mit aller Kraft liebender Beredsamkeit aus der Seele geredet. Meine Mutter starb in diesen Jahren an einem Uebel, das in unsrer Familie erblich zu sein scheint; ich glaube die Simptome dieser Krankheit auch an mir zu spüren. —

Nur Muth —

Der Frühling erwacht besonders schön in diesem Jahre. Eine glückliche Vorbedeutung! —

Im Kloster wird man mich vermissen. Die Schwestern hatten mich liebgewonnen. Diese Mauern waren seit fünf Jahren meine Welt. Jetzt soll ich neu in's Leben treten. Welch einen Eindruck wird es auf mich machen alle jene Gestalten um mich zu sehn, die mich vielleicht längst als eine Todte beweint haben. — Und war ich nicht auch todt? Sind nicht alle Bande gelöst, die mich an's Leben knüpften? Ich sollte eine kurze Seligkeit genießen und dann scheiden. Ich danke dir, mein Gott, für den schönen Traum meiner Jugend! —

Der Arzt gibt Hoffnung. Veränderung der Luft, meint er, werde mir unfehlbar die Gesundheit wiedergeben. Ich meine es werde Deine Gegenwart dieses Wunder bewirken. Dionys langt in diesen Tagen an, und mit ihm beginne ich die Reise.

Einige Wochen später.

So nahe Dir, mein Freund, und doch nicht bei Dir! — Ach ich fühle es, unser Wiedersehn ist nicht mehr auf dieser Erde. Die Reise hat mich dergestalt angegriffen, daß ich mich dem Tode nah fühle. Selbst dieser Brief an Dich ist mir untersagt, aber ich schreibe und sollte ich dadurch meinen letzten Augenblick herbeirufen.

Dank sei es der Vorsorge Dionysens, ich bin auf das Zärtlichste gehütet und gepflegt. Er selbst wacht an meinem Lager, und ich sehe seine Seele dem herbesten, tiefsten Leiden hingegeben. Er macht sich die schwärzesten Vorwürfe, und ich muß ihm immer wieder sagen, daß ich es war, die in seinen Plan gewilligt, daß ich diese Zusammenkunft selbst zwei Jahre hinausgeschoben. „Mich verfolgen finstre Geister," ruft er dann dumpf. „Mit mir ist das Unglück! —"

O mein Freund, schütze, rette diese edle Seele! Er hat Dir mehr als einmal das Leben ge-

rettet; er wacht für Dich — Du hast keinen treuern Engel wie ihn. Aber sein unbeugsamer Trotz will es, daß Du nie erfahrest, daß er lebt. Er wird sicher meine Abschiedsgrüße an Dich bestellen, aber ihn selbst wirst Du nie sehen. Welch ein unerklärliches Geheimniß waltet zwischen euch beiden. Laßt mich sterbend euer Friedensengel sein. Höre mein Gebot, meine Bitte, meinen innigsten Wunsch: suche ihn auf, reiche ihm die Hand, lösche die Flammen seines Kummers und laß einen der edelsten Menschen an Deinem Busen ruhn. Ihr seid für einander geschaffen, warum seid ihr geschieden? Wenn ihr es bis vor dem letzten Lebensmoment wart, seid es in diesem Moment nicht mehr; gebe Einer dem Andern sterbend das Zeugniß, daß eure Seelen für einander lebten, daß ihr vereint dort oben Rechenschaft geben werdet, denn seine Thaten sind die Deinen, Deine die seinigen. Es ist keine Trennung, kein Unterschied zwischen euch, außer,

daß Du in Glanz und Ruhm wirkest, und er in Dunkel und Nacht. Beide wandelt ihr auf einem Wege zur Gottheit. Ich durfte in dieses Misterium der Freundschaft schauen, und ich danke dem Himmel für die Gunst.

Erinnere Dich der glücklichen Tage unsrer Liebe, des schuldlosen heitern Zusammenseins. Das Vermächtniß jener Stunden gebe ich Dir auf Deinem Lebenswege mit. Lebe wohl, Du mein irdisches Glück und meine Wonne. —

Es gibt ein Wiedersehn!

Meine Thränen benetzen dieses Blatt, aber mein Blick schaut nach oben. —

Bemerkungen über Dionys aus dem Tagebuche Maria's.

Worin liegt die Kraft, die mich immer mehr an diesen finstern, geheimnißvollen Karakter bindet? Was kann ich ihm sein? Er wäre geschaffen eine

Welt umzugestalten, seinen Willen Nationen aufzuprägen.

Wie, wenn Florus ihn beleidigt, ihn verrathen hätte, und dieses wäre die Rache, die Dionys nimmt? Es wäre im Sinne dieses seltsamen Menschen gehandelt; allein wäre Florus im Stande gewesen seinen Freund, und einen solchen Freund zu verrathen? Nimmermehr.

Und doch, nur von denen, die wir lieben, empfangen wir so blutige Kränkungen. Nie hörte ich den Namen irgend eines Menschen, der ihn beleidigt hätte, von den Lippen Dionysens. Die gewöhnlichen Menschen sind für ihn nicht da, und die außerordentlichen können einen Blick in die Tiefen dieser Seele thun. Florus könnte es, und nur von ihm kann also die Beleidigung kommen.

Dionys hat dennoch geliebt, Bertrada heißt das Mädchen. Es muß eine sehr frühe Jugendneigung gewesen sein. Auch hier scheinen Mißtrauen und Zweifel ihr Spiel mit dem Armen

getrieben zu haben, denn er hat sich von ihr auf immer losgesagt, und bald darauf ist sie vom Gram getödtet worden. Diese Liebe kann aber seine Seele nicht ausgefüllt haben; Eifersucht kann nie die Quelle seiner Erbitterung gewesen sein.

Ich habe ihn so gut wie erforscht — die Abendstunde im Klostergarten war besonders zu traulicher Mittheilung geeignet. Ob eingebildet, ob wirklich — er glaubt sich von Florus verrathen. Von dem Moment dieser Ueberzeugung war der sichtbare Bund zwischen ihnen zerrissen. Dionys schied von ihm auf ewig. Aber er vermochte es nicht von dieser Seele zu scheiden, auf die er große Hoffnungen baute. Er selbst ist für das öffentliche Leben nicht geschaffen: sein Haß, seine Zweifelsucht, sein Widerwille mit Menschen zu verkehren, machen ihn unfähig offen zu wirken; aber im Geheim, in dem Dunkel, das ihm zusagt, wird es ihm leicht alle jene Gebrechen aufzuspüren, an denen die Zeit leidet. Er ist einheimisch in

den Höhlen des Elends, des Jammers, des Verbrechens, die der Fuß keines Glücklichen betritt; dort forscht er die geheimsten Wunden der leidenden Menschheit auf, und der Retter, der Helfer ist dann Florus. Ihm schreibt er in ausführlichen Mittheilungen alles was er im Geheim erforscht hat, und so gelingt es ihm auf die ausgebreitetste, segensreichste Art zu wirken. Sylvan ist dabei nicht untergeordnet; beide stehen gleich hoch, beide gehören zu einander um diesen Erfolg hervorzubringen. Florus, nicht ahnend, wer sein geheimnißvoller Gefährte ist, ergreift und prüft mit Umsicht den Rath, modelt ihn nach seiner Weltkenntniß und bringt ihn auf die rechte Weise in Anwendung. So ist dieser Bund eine Seele und ein Körper; die innigste Wechselwirkung der Kräfte nach Außen und der Fähigkeiten der Forschung im Innern der menschlichen Gesellschaft. Doch konnte diese bewundernswürdige Vereinigung nur durch die gänzliche Selbstverläugnung des

einen Theils bewirkt werden, und Dionys war es, der das Opfer willig brachte.

Es ist ein schmerzliches Opfer, denn er liebt seinen Florus grenzenlos. Wo er sich im Geheim den Anblick der theuren Freundeszüge verschaffen kann, da gibt er sich dieser Wonne mit der äußersten, oft Lebens-Gefahr hin. Sein entzückendster Traum ist einmal vor dem Tode den Geliebten umarmen zu dürfen, Brust an Brust mit ihm zu ruhen. Allein dieses ist auch nur ein Traum. Sylvan und Dionys werden sich nie wiedersehen. Er hat ihm Rache zugeschworen, und diese besteht darin, daß er für ihn todt ist; nichts wird ihn erwecken aus diesem kalten Grabesschlummer, selbst die tiefste Reue Sylvans nicht.

Aus diesem Tod ist aber das Leben erblüht. Sie waren geistig immer bei einander, und ihre entzückenden Umarmungen empfand die Menschheit durch Wohlthaten. Das ist ein Bund zwischen Männern, wie er sein soll, wie diese weichliche

frivole Zeit ihn nicht begreift. Ich habe diesen beiden Männern nahe stehen dürfen, es war mir vergönnt in ihre Seele zu schauen, ich sehe diese Ueberzeugung als ein Geschenk der Gnade an. Wenn ich auf irgend einen Vorzug stolz sein darf so ist es hierauf. —

Diese Briefe waren, wie ich schon bemerkt habe, in ein Papier geschlagen, und dieses mit einer fremden Hand überschrieben. Eine kleine Randbemerkung, die mir früher entgangen war, gab den Namen des Klosters an, wo Maria gewohnt, und zugleich den Namen der Aebtissin. Von Dionys keine Zeile. Lebte Maria noch? Ich wagte es nicht zu hoffen. War Dionys noch nicht von diesem Schauplatz seiner so unbegreiflichen seltsamen Thätigkeit geschieden? Auch hierauf keine Antwort. Ich konnte diesen peinigenden Zustand nicht ertragen; mein Entschluß war

gefaßt. Am andern Morgen verließ ich Paris und eilte das bezeichnete Kloster aufzusuchen. Du wirst es fühlen, mein theilnehmender Leser, in welcher Aufregung ich mich befand. Es handelte sich hier: ob ich aus dem Schiffbruch noch ein theures Leben würde gerettet sehen, oder ob ich auf ewig alle meine Hoffnungen für ein Glück hienieden verloren geben sollte. Begleite mich noch auf diesem letzten bangen Wege.

Schluß der Geschichte. — Ein Wiedersehen.

Es wäre unrecht und zugleich undankbar wenn ich nichts über das Schicksal meines treuen Georg's erwähnte, er, der die Hälfte meiner Lebenswanderung mit mir gemeinschaftlich zurückgelegt. Ehe ich also im Verlauf dieser Geschichte, die sich ihrem Ende nähert, weiter gehe, will ich bemerken, daß das Schicksal dieses treuen Gefährten ein sehr unglückliches war. Er fiel als Opfer seiner Treue. Vor Prag, wo er mein Leben zu retten beabsichtigte, wurde er die Beute eines feindlichen Bajonetts und starb in meinen Armen. Treuer Georg, Friede deiner Asche! Von dem Abentheuer im Klostergarten zu Schulpforta bis zu den Laufgräben vor Prag warst du mir gleich treu ergeben und dein Geschick war mit dem deines Herrn auf das engste verflochten.

Ich erreichte das Kloster bei einbrechender Dämmerung, und da ich nicht die Absicht hatte die ehrwürdigen Nonnen zum „geweihten Herzen,“ in so ungeziemender Stunde in ihrer Andacht oder ihrem Schlummer zu stören, stieg ich in einem Städtchen ab, das am Fuße des Klosterberges lag.

Ich verließ die engen Straßen und wanderte in die Dunkelheit hinaus, der Einsamkeit und meinem Kummer hingegeben. Der Himmel war mit einem ununterbrochenen Nebelgrau bedeckt, nur hier und da blickte ein Stern durch, hielt aber dem sehnsüchtigen Blicke nicht Stand, sondern verbarg sich wieder fliehend im Gewölke. Die Mauern des hochliegenden Klosters waren noch durch einen matten Schimmer beleuchtet den eine kleine röthliche Hellung am westlichen Horizonte in die dunkle Himmelskuppel warf. Es war schwül, kein Lüftchen regte sich, und die Gruppen der Ulmen und Eichen standen wie

schwarze riesige Trümmer eines Gebäudes unbeweglich. Unwillkührlich dachte ich zurück an mein väterliches Schloß und an jenen Abend wo ich Marien zuletzt gesehen. Ueberwältigt von diesem Gedanken lehnte ich an einem der alten Weidenstämme des Ufers. Die dunkle Welle kräuselte sich zu meinen Füßen, und mitten in diese Stille klang der Schall eines Glöckchens vom Kloster zu mir herüber.

Ist das ein Zeichen deiner Nähe, Maria? rief ich erschüttert. Aber nein — es beten die frommen Schwestern über deinem Grabe! So endigt sich der Traum unsres Lebens, unsrer Liebe. —

Diese Worte, die ich laut vor mich hinsprach, bewirkten, daß nicht weit von mir eine Gestalt sich aus dem Grase emporhob und in der Dunkelheit auf mich zuwankte. Ich blieb stehen und fragte laut, erhielt aber keine Antwort. Die

dunkle Gestalt blieb in der Entfernung von zehn Schritten unbeweglich stehen, dann machte sie eine rasche Bewegung, stieß einen dumpfen Laut aus und eilte das Gebüsch zu erreichen, in dessen Schatten sie verschwand. Der augenblickliche Schreck, den diese Unterbrechung meiner Träumereien mir verursachte, war bald überwunden, und ich war überzeugt es mit einem unglücklichen Krüppel oder Bettler zu thun gehabt zu haben. Ich verließ den Platz und jener folgte mir nicht.

Als ich den Gasthof erreicht hatte theilte ich dieses Ereigniß dem Wirthe mit, und erfuhr von ihm, daß in der Gegend sich ein Einsiedler aufhalte, der eine Hütte am Flusse bewohne und sich von Almosen nähre, die die Bewohner der Umgegend ihm brächten. „Wer ist der Unglückliche?" fragte ich.

„Niemand kennt seinen Namen," antwortete der Wirth. „Es scheint, daß er im Kriege um

das Seinige gekommen. Er ist arm und verlassen. Viele halten ihn sogar für wahnsinnig, aber das ist er nicht — er ist nur menschenscheu, und das ist gewiß Folge seines Unglücks.“

„Kommt er hieher in die Stadt?“

„Niemals. Der einzige Ort, den er manchesmal besucht, ist das Kloster oben; aber auch da nur den Kreuzgang, wo die Gräber der Nonnen sich befinden.“

„Ist er schon lange in dieser Gegend?“

„Es werden jetzt acht Jahre sein. Mein Vater hat ihn hier anlangen sehn; ich war damals in der Fremde. Er lebt friedfertig, thut Niemandem etwas zu leide; im Gegentheil, wo er kann, hilft er durch Medikamente, von denen er eine Menge kunstvoll zu bereiten versteht.“

„Wollt Ihr mich zu ihm begleiten? Ich möchte ihn sprechen.“

„Recht gern. Der Knecht mit der Laterne kann vorausgehn, denn die Nacht ist finster und die Hütte liegt ziemlich versteckt.“

Einige Minuten nach diesem Gespräch traten wir unsern Gang an. Meine Schritte waren unsicher und ich mußte mich auf meinen Gefährten stützen: So suchst du jetzt bei Nacht zitternd und gebückt vom Alter den Freund der Jugend auf, rief ich bei mir selbst. Werde ich in sein Antlitz schauen? Ist's Dionys? Ja, mein Herz sagt mir, daß ich ihn gefunden!

Wir hatten den Fluß erreicht, und drangen jetzt in die Gebüsche, in welche ich den nächtlichen Wandrer hatte verschwinden sehen. Der Thau perlte auf den Blättern, und diese benetzten unsre Wangen, tropften wie kalte Thränen auf meine Hand nieder. Die Laterne beleuchtete in grünen Lichtern die Gebüsche; Nacht und Stille rund um uns.

„Jetzt sind wir am Ziel,“ flüsterte mir der Wirth zu. „Dort ist die Hütte und auf jener Bank sitzt der Einsiedler. Näher dürfen wir nicht kommen, sonst bemerkt er uns und entflieht.“

Ich trennte mich von meinem Begleiter und ging allein auf die Hütte zu. Mein Herz schlug hörbar. Der Eremit hatte mir den Rücken zugewendet und saß über einem Buche gebeugt an einem Steintisch, auf dem eine Lampe brannte, die ihre spitzige Flammenzunge ruhig spielend in die stille Nachtluft streckte. Der lange Bart des Einsiedlers und ein Theil seines Gewandes an der Schulter empfing vom Lichte eine helle Einfassung. Ich stellte mich hinter einen breiten Stamm und beobachtete unverwandt die Stellung des frommen Mannes. Sie erinnerte mich natürlich auf keine Weise an den jugendlichen schönen Dionys, wie ich ihn gekannt. Jetzt erhob sich der Fromme, und sein Antlitz wurde mir sichtbar. Er that

einige Schritte und schien in tiefes Nachdenken versenkt. Er richtete die Blicke in die Gegend hin wo ich stand, und in diesen dunkeln Augen leuchtete mir jener Strahl entgegen, der einst mein Entzücken, mein Glück gewesen war. Nicht länger durfte ich zweifeln, ich sah Dionys vor mir. Mit einem lauten Schrei des Erkennens stürzte ich auf ihn zu. Er wich scheu zurück. „Wer ist da?“ rief er, „wer stört meine Ruh?“ —

„Ich bin es, ich — Dionys!“ rief ich in athemloser Freude und suchte den Fliehenden zu ereilen. Er blieb vor der Thüre seiner Hütte stehn. — „Sie, Graf Sylvan — Du!“ — „Dionys,“ rief ich mit überströmenden Thränen, grausamer, entsetzlicher Mensch!“ — Er wankte und hielt sich an dem Steintisch; seine Linke bedeckte das Antlitz: „So sehen wir uns wieder!“ murmelte er dumpf vor sich hin. — Ich flog in

seine Arme — lange lange hielt ich ihn umschlossen. Kein Wort wurde gewechselt. Zwei Greise lagen sich einander in den Armen und vergossen Freudenthränen. Die stille heilige Nacht war der Zeuge.

Wozu eine Schilderung von unserem Zusammensein in dieser ewig denkwürdigen Nacht; wozu die Gespräche wiederholen, die wir wechselten? Es waren die Räthsel gelöst, die bangen fürchterlichen Räthsel, die mir so manche qualvolle Stunde bereitet. Ich zürnte dem Freunde und dennoch wenn ich dachte, daß jener Grabhügel in der Heimath den Theuren nicht in der dunkeln Hülle barg, daß ich ihn lebend an den Busen schloß, wurde mein Zürnen zu einem Dankgebet. Wenn man so nah am Grabe sich fühlt ist die strengste Aufrichtigkeit mehr Pflicht als jemals; wir tauschten diese gegen einander aus, und Dyonys hatte mir eben so viel abzubitten als ich ihm.

Den andern Tag besuchten wir Maria's Grab. Sie war der Engel im Leben, sie war es auch im Tode. Auf ihrem Hügel knieeten die zwei Greise und wandten ihre Blicke zu Gott.

„Es kommt eine bessere Zeit,“ rief Dionys mir die Hand reichend. „Wir — wir haben um sie gelitten und für sie gewirkt. Nicht umsonst haben wir gelebt!“ Bei diesen Worten ging ein Säuseln über den stillen Kreuzgang des Klosters „zum geweihten Herzen“; es war Maria's Gruß. Wir senkten im Gebete still die Häupter.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Wohlfeilste und vollständigste Ausgabe in 17 Bänden.

Rthlr. 2. 12 gr. fl. 4. 30 kr. rhein. fl. 3. 45 kr. C. M.

Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metalllauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser junge Titan hat den Perückenparnaß der ältern französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft. Schöpferisch formt er das zähe Material seiner Muttersprache in unsterbliche Gestalten, welche neu gedacht, mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothischen Domen gleichen seine Romane, Laokoonsgruppen seine Dramen, östlichen Nächten mit Sterngeflimmer, Palmensäuseln und den tausend Zaubern der Wüste seine lyrischen Ergüsse. Nach Göthe und Byron ist Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäische Anerkennung hat.

Diese Uebersetzung ist keineswegs als improvisirte Arbeit der Industrie zu betrachten, vielmehr dürfte kaum eine Uebertragung so bedeutende Celebritäten Deuschlands als Uebersetzer vereinigt haben, von welcher wir nur Heinrich Laube, F. Freiligrath, E. Duller, E. Beurmann, Prof. Adrian, A. Lewald, E. Dräxler-Manfred, Fr. Kottenkamp, E. Büchner u. a. m. nennen, welche durch ihre Original-Produkte die Bewunderung des Vaterlandes gewonnen haben.

Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt: ein kostbarer Stahlstich bringt den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung, sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's sämmtliche Werke geben, und schon deßhalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechselung gerathen dürfen, da in dieser Ausgabe nicht nur einzelne Stellen, sondern sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

Inhalt:

1r Band. Biographie und Charakteristik Victor Hugo's von Prof. Adrian.
Der König amüsirt sich, Drama, übers. von O. L. B. Wolff.
Hernani oder Castilianische Ehre, Drama, übersetzt von Ph. H. Külb.

2r u. 3r Bd. Han von Island, übers. von Prof. Adrian.

4r Band. Der letzte Tag eines Verurtheilten, übers. von W. Wagner.
Mirabeau, übers. von A. Lewald.
Voltaire; Walter Scott; De la Mennais; Lord Byron, übers. von Ed. Beurmann.

5r Band. Angelo, Tyrann von Padua, Drama, üb. von E. Duller.
Marion de Lorme, Drama, üb. von O. L. B. Wolff.

6r Band. Lucretia Borgia, Drama, üb. von G. Büchner.
Maria Tudor, Drama, übers. von ebend.

7r Band. Bug Jargal, üb. von Heinrich Laube.
Ymbert Gallois, üb. von Ed. Beurmann.
Dovalle, üb. von ebend.

8r Band. Cromwell, Drama, üb. von Fr. Kottenkamp.

9r Band. Oden und vermischte Gedichte, üb. von Ferdinand Freiligrath.

10r Band. Zur Literatur und Philosophie üb. von Eduard Beurmann.

11r Band. Herbstblätter. Dichtungen, üb. von H. Fournier.
Dämmerungsgesänge, übers. von F. Freiligrath.

12r Band. Innere Stimmen, Dichtungen, übers. von O. L. B. Wolff.

13r, 14r u. 15r Band. Notre-Dame von Paris, übers. von Fr. Kottenkamp.

16r Band. Orientalen und Balladen, übers. von O. L. B. Wolff und Ferd. Freiligrath.

17r Band. Ruy Blas, Drama, üb. von E. Dräxler-Manfred.

Fenimore Cooper in zehn Bänden.

Die Bändezahl von **Cooper's sämmtlichen Werken** ist nach und nach so angewachsen, daß ich mich entschlossen habe, eine **neue** Ausgabe unter dem Titel:

F. COOPERS ausgewählte Romane

zu veranstalten. Dieselbe enthält seine beliebtesten Romane, nämlich:

Der Spion.	**Die Steppe.**
Der letzte Mohikaner.	**Der Freibeuter.**
Die Ansiedler.	**Die Grenzwohner.**
Der Lootse.	**Die Wassernixe.**
Lionel Lincoln.	**Der Bravo,**

und ist bis zur Herbstmesse 1839

in zehn Bänden groß 8⁰,

vollendet, welche in fünf Lieferungen à Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. verschickt werden. Das ganze Werk kostet sonach Rthlr. 10. fl. 17. 30 kr. rh. Einzelne Bände werden mit Rthlr. 1⅓. fl. 2. 24 kr. rh. berechnet.

Die fortdauernd lebhafte Nachfrage nach des beliebten Schriftstellers sämmtlichen Werken, berechtigt zu der Erwartung, daß die **ausgewählten Romane** in dieser **höchst eleganten** und **wohlfeilen** Ausgabe und in den anerkannt **gelungensten Uebersetzungen** ein großes Publikum finden dürften.

Lord Byron's sämmtliche Werke.

Herausgegeben von

Professor **Dr. Adrian.**

Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey.

8. 12 Bände auf weißem Druckpapier ohne Stahlstiche. Rthlr. 4. fl. 7 rhein.

Dieselben mit Stahlstichen auf Velinpapier in englischem Cartonband Rthlr. 12. fl. 21. rhein. Auf weißem Druckp. in Congreve-Umschlag. Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr. rh.

Die Dichtungen Lord Byron's sind wie überall so auch in unserm deutschen Vaterlande so allgemein und rühmlichst be-

kannt, und die Uebersetzungen obiger Ausgabe bereits so sehr als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, — daß ich es für überflüssig erachte, hier noch Mehreres zur Empfehlung derselben hinzuzufügen. —

J. F. Cooper's
sämmtliche Werke.

135 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpapier Rthlr. 24. 4 gr. fl. 39. 24 kr. rhein. fl. 36. 15 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 16. 8 gr. fl. 26. 30 kr. rhein. fl. 24. 30 kr. C. M.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz. — England und das sociale Leben der Hauptstadt. — Erinnerungen an Europa. — Italien. — Die Heimfahrt oder die Jagd. — Evchen Effingham.

Washington Irving's
sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

74 Bändchen. Geheftet.

Auf Velinpapier Rthlr. 13. 6 gr. fl. 21. 24 kr. rhein. fl. 19. 38 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 9. fl. 15. 6 kr. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead-Abtey. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens. — Astoria. — Abentheuer des Capitain Bonneville.

kannt, und die Uebersetzungen obiger Ausgabe bereits so sehr als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, — daß ich es für überflüssig erachte, hier noch Mehreres zur Empfehlung derselben hinzuzufügen. —

J. F. Cooper's
sämmtliche Werke.

135 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpapier Rthlr. 24. 4 gr. fl. 39. 24 kr. rhein. fl. 36. 15 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 16. 8 gr. fl. 26. 30 kr. rhein. fl. 24. 30 kr. C. M.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz. — England und das sociale Leben der Hauptstadt. — Erinnerungen an Europa. — Italien. — Die Heimfahrt oder die Jagd. — Evchen Effingham.

Washington Irving's
sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

74 Bändchen. Geheftet.

Auf Velinpapier Rthlr. 13. 6 gr. fl. 21. 24 kr. rhein. fl. 19. 38 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 9. fl. 15. 6 kr. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead-Abtey. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens. — Astoria. — Abentheuer des Capitain Bonneville.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Saint-Sylvan

Bd.: 2

Frankfurt am Main (1839)

P.o.germ. 1420 ea-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120763-7